

Buchbesprechungen

Markus Agthe: Kirchen zwischen mittlerer Elbe und Bober. Untersuchungen zu Aspekten der archäologischen Denkmalpflege und Baugeschichte. Wünsdorf 2017. 373 S., 32 Tab., 740 meist farbige Abb. (= Forschungen zur Archäologie im Land Brandenburg 17)

Seit den 1980er Jahren beschäftigt sich Markus Agthe, Leiter der Außenstelle Cottbus des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums, mit der Archäologie und Baugeschichte der Kirchen im Süden des Landes Brandenburg. Zentraler Ertrag dieser gut dreißigjährigen Tätigkeit ist die vorliegende Studie, die 2015 als Dissertation an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg verteidigt wurde. Es geht um die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt-, Kloster- und Dorfkirchen sowie die Kapellen der Niederlausitz (inklusive ihres polnischen Teils) und des westlich benachbarten Elsterlandes. Da die dörflichen Sakralbauten, die meist auf das späte Mittelalter zurückgehen, besonders zahlreich sind, stehen sie im Fokus der Arbeit: ihre Datierung und bauliche Entwicklung, ihre architektonischen Bezüge, ihre Ausstattung und ihr kulturhistorischer Kontext. Das Herzstück des reich bebilderten Buches ist ein 634 Nummern umfassender Katalog, der historische, kunstgeschichtliche und archäologische Informationen zu den christlichen Kultorten im Arbeitsgebiet ausbreitet. Auf der Grundlage dieser beeindruckenden Datensammlung bespricht der Verf. die Entwicklung und Methode der kirchenarchäologischen Forschung, legt einschlägige Bodenfunde, historische und bildlich-kartographische Quellen vor und schreibt eine facettenreiche Kirchen- und damit auch Siedlungsgeschichte der Region. Die Schrift ist so plausibel und übersichtlich gegliedert, dass sie als Handbuch zum mittelalterlichen Kirchenbau des Landes zwischen mittlerer Elbe und Bober dienen kann.

Von den verschiedenen jüngeren Arbeiten über Kirchenregionen in Ostdeutschland, die das Thema meist kunst- und bauhistorisch angehen, hebt sich die vorliegende Arbeit durch ihren archäologischen Schwerpunkt ab, auch wenn die „archäologischen [...] sowie die bauhistorischen Befunde im Bereich der aufgehenden Wände und der Dachwerke als eine Einheit zu verstehen und unter Einbeziehung der historischen Überlieferung zu interpretieren“ (S. 202) seien. Gleichwohl fallen historische, bau- und kunstgeschichtliche Aspekte mitunter etwas knapp aus. Umso eingehender werden dafür archäologische Gesichtspunkte berücksichtigt, insbesondere zu den hölzernen Vorgängern steinerner Kirchen. Die Voraussetzungen für dieses Unterfangen sind unter zweierlei Aspekten besonders günstig: Erstens kann der Verf. archäologische Beobachtungen an gut 220 Kirchen heranziehen, an denen er nicht selten selbst beteiligt war, und unter denen Großgrabungen aus dem Niederlausitzer Braunkohletagebau von besonderer Aussagekraft sind, z.B. an den Dorfkirchen von Horno, Pritzen, Weißagk und Wolkenberg. Allerdings war dies der Nebeneffekt der bedauerlichen Vernichtung einer Kulturlandschaft – besonders tragisch erscheint die Sprengung der ehemed einsam in Wald und Wiesen gelegenen „Wüsten Kirche“ von Fürstlich Drehna im Jahre 1979, die als gewaltige Ruine eines der eindrucksvollsten mittelalterlichen Denkmale der Niederlausitz bildete. In seinem forschungsgeschichtlichen Überblick führt der Verf. die großen Leistungen der Archäologie insbesondere seit Mitte der 1970er Jahre vor Augen, als einem für die Energieversorgung der DDR expandierenden Braunkohletagebau zahlreiche Dörfer und ihre Kirchen zum Opfer fielen. Zweitens ist der Verf. als versierter Kirchenarchäologe prädestiniert für die sachkundige Auswertung der vielen Grabungsbefunde, die für sich genommen oft bescheiden oder mehrdeutig sind. Die Darstellungen zur Methodik und Anlage der Untersuchungen lesen sich entsprechend wie ein Einmaleins der Kirchenarchäologie. Besonders bemerkenswert sind die großen Mengen von Münzen und Stecknadeln zur Frauentracht, die sich bei Ausgrabungen in Kirchen regelmäßig einfinden, seitdem das Material aus Fußbodenhorizonten komplett gesiebt wird. Bei entsprechender Mikrokartierung verraten diese Funde Aktivitätszonen – etwa den Umlauf des Klingelbeutels oder den Standort des Opferstocks – und die Sitzordnung der Geschlechter im Gottesdienst. Originell sind die Vergleiche des Münzspiegels

aus historischen Fußböden mit rezenten Verlusten in heutigen Kirchen, um aus der Fundmenge Rückschlüsse auf den Umfang der Kollekten zu erschließen. Dafür hat der Verf. etliche Fußböden von Niederlausitzer Kirchen abgesucht, vor allem unter dem Gestühl.

Der slawisch besiedelte Raum zwischen Elbe und Bober war im Laufe des 10. Jahrhunderts zum großen Teil vom ostfränkisch-deutschen Reich unterworfen und auch in die zwischen 948 und 968 geschaffene Bistumsorganisation einbezogen worden; im Osten hatte sich die ebenfalls christliche polnische Piastenmacht etabliert. Dennoch kam es zunächst offensichtlich nicht zu besonderen Christianisierungsbemühungen. Erst im 12. Jahrhundert werden mit der Gründung von Klöstern – so in Doberlug und wohl auch in Guben – sowie der Nennung einer Kirche in Cottbus erste christliche Kultbauten erkennbar. In deutschen und polnischen Burgen, die seit dem späten 10. Jahrhundert als Herrschafts- und Verwaltungsstützpunkte entstanden, kann man bereits deutlich früher Kirchen vermuten, doch fehlen schriftliche oder archäologische Befunde. Einen aus einigen Pfostenstellungen in der Dorfkirche von Schönfeld erschlossenen spätslawischen Sakralbau betrachtet der Verf. zu Recht mit Skepsis; auch wiederholt vermutete heidnische Kultstätten an der Stelle späterer christlicher Gotteshäuser, etwa bei den abseits der Dorfsentren errichteten Kirchen von Madlow und Fürstlich Drehna, haben in seinen Augen keinen Bestand. Erst im fortgeschrittenen 12. und 13. Jahrhundert, mit der westlichen Zuwanderung und der Umstrukturierung der Siedlungslandschaft im Rahmen der deutschen Ostsiedlung, entstand die Masse der Kirchen – neben Kloster- und Stadtkirchen eine das Land flächendeckend erfassende Pfarrorganisation mit einem Netz von Dorfkirchen. Diese aus Findlingen, seltener auch aus Backstein, errichteten, oft überraschend stattlichen Bauwerke prägen bis heute die Kulturlandschaft.

Von überregionaler Bedeutung sind die mehrfach gesicherten hölzernen Vorgänger jener Kirchen: Schwellsteinreihen (eindrucksvoll in Horno) oder eingesenkte Balken, im Kircheninneren längs der Mauern, belegen deren Ständerbauweise. Besonders charakteristisch erscheinen diese Schwellen, wenn sie „mehrere parallel nebeneinander liegende, eingegrabene Holzbalken“ (S. 90) wie in Bockwitz und Pritzen aufweisen. Auch Pfostenkonstruktionen kamen vor, können in den begrenzten Grabungsschnitten innerhalb der Kirchen aber meist nicht näher erschlossen werden; teils dürften die Pfosten lediglich Schwellbalken unterfangen haben. Die Verwechslung mit Baugerüsten oder Emporenstützen, die bei derlei archäologischen Befunden möglich ist, lässt sich mehrfach sicher ausschließen. Die frühen Holzkirchen waren in der Regel klein (bis zu 80 m² Grundfläche) und wiesen einfache Rechteckgrundrisse auf; davon heben sich massive Bauwerke der Zeit um 1200 ab, so Klöden, Riedebeck und Waltersdorf. Der Grund für die besonders stattliche spätromanische Ausführung dieser Gotteshäuser ist wohl in der Pfarrorganisation oder Herrschaftstopographie zu suchen, letztlich aber ungewiss; dass Kloster- und Stadtkirchen von Anfang an aus Feld- und Backstein gemauert waren, ist hingegen leicht mit der allgemeinen Bedeutung und wirtschaftlichen Kraft ihrer Bauherren und Nutzer erklärlich.

Nach verschiedenen Indizien scheinen steinerne Aus- und Neubauten etwa 30–80 Jahre nach den ersten Holzgebäuden erfolgt zu sein, als Ergebnis wirtschaftlicher Konsolidierungsphasen und mitunter – so in Wolkenberg – in fliegendem Wechsel von Holz- zu Steinbauelementen. Es konnte aber auch Holz- auf Holzgebäude folgen, bevor ein Massivbau errichtet wurde, und bei manchen Sakralbauten blieb Letzterer überhaupt aus. Nach wenigen aufgehend erhaltenen Wandteilen und sekundär verbauten Hölzern hat es sich bei den frühen Holzkirchen um Rahmen- und lehmverfugte Blockbauten gehandelt, teilweise verziert mit geschnitzten und gemalten Ornamenten. Eingegrabene Schwellbalken kamen vom späten 12. bis 13. Jahrhundert zur Anwendung, Schwellsteinreihen tendenziell etwas später.

Hinsichtlich der Steinbauten kann der Verf. die auch andernorts beobachtete Entwicklung von relativ schwachen zu immer massiveren Fundamenten bestätigen. Die Grundmauern seien von der ortsansässigen Bevölkerung gelegt, die Wände aber von wandernden Bauleuten aufgeführt worden. Sorgfältigem Mauerwerk aus Granitquadern, gemeinhin Kennzeichen der Frühphase des Steinbaus im ostelbischen Raum, soll in einigen Fällen unregelmäßig gesetztes Findlingsgemäuer vorgegangen sein, wie es ähnlich dann wieder im späteren Mittelalter auftrat; sicherlich bedarf diese Frühphase

noch weiterer Untersuchung, wie die kontroverse Diskussion um die Datierung und Baugeschichte von Riedebeck veranschaulicht. Zur Betonung der Ecken, aber auch in Gewänden fand immer wieder der rotbraune Raseneisenstein Verwendung, aus dem auch einige eigentümliche Gesichtsmasken in Kirchenwänden bestehen; sogar vor- oder frühgeschichtliche Eisenschlacken fanden vereinzelt Einsatz als Baumaterial (so in Tröbitz).

Die meisten Steinkirchen entstanden erst ab etwa 1250, also relativ spät, und erlebten ihre Blüte im 15. Jahrhundert. „Die deutlichen Schwankungen in der Anzahl der im 13., 14. und 15. Jh. neu errichteten Steinkirchen spiegeln wahrscheinlich die Auswirkungen der sogenannten spätmittelalterlichen Agrarkrise des 14. Jhs. wider“ (S. 120). Die absolute Datierung der Bauwerke anhand von Jahrringdaten aus ihren Dachstühlen betrachtet der Verf. kritisch, da laut Schweizer Ergebnissen „rund 5 % der Dendrodatierungen fragwürdig oder gar falsch waren“ (S. 108). Dies ist jedoch eher zu vernachlässigen. Viel gravierender ist die in verschiedenen neueren Arbeiten zum Kirchenbau erkennbare Tendenz zur unbesehenen Datierung eines Bauwerks durch Jahrringdaten unter der keineswegs durchweg zutreffenden Prämisse, das Dachwerk oder dessen beprobte Balken würden in die Erbauungszeit der jeweiligen Sakralbauten zurückgehen.

Verschiedenste Elemente dieser Kirchen werden anhand archäologischer oder im Aufgehenden erhaltener Objekte erläutert, so Altar- und Taufsteinfundamente, Holztürme und besondere Bodengestaltungen: z.B. ein Ornamentziegelfußboden in der Doberluger Klosterkirche oder der mit kuriosen Symbolen – Vögel, Swastiken, Sterne – stempelverzierte Backsteinfußboden in Riedebeck. Das Bestattungswesen im Wandel der Jahrhunderte lässt der Verf. Revue passieren, wobei spätmittelalterliche Leitersärge sowie gemauerte, oft zusätzlich geschmückte Grüfte besondere Erwähnung verdienen. „Die im Innenraum der Kirchen festgestellten [...] mittelalterlichen Bestattungen sind in allen bisher untersuchten Fällen älter als die Gebäude“ und daher „Indikatoren für Vorgängerbauten“ (S. 203). Die archäologischen Ausgrabungen lieferten zudem viele Kleinfunde, die mit Gottesdienst und religiösen Gebräuchen zusammenhängen: ein außergewöhnliches Limosiner Kruzifix des 13. Jahrhunderts aus Horno, Weihrauchfässer, Reliquiengefäße, Totenkronen. In vielen Kirchen sind Einbaumtruhen erhalten, die als gemeindliche Archive dienten und mehrfach bereits ins späte 12. bis 13. Jahrhundert dendrodatiert werden konnten.

Die vielen Einzelbeobachtungen führt der Verf. in seiner ausführlichen Auswertung zu einem dichten kulturhistorischen Gesamtbild zusammen. So präsentiert er Daten, die die Anfänge der ostsiedlungszeitlichen Zuwanderung in der Niederlausitz bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und die die Herkunft der Siedler u.a. aus Franken sowie den Niederlanden nahelegen. Er arbeitet Regionalstile ebenso heraus wie urbane und weltliche Einflüsse auf die Architektur oder Stilmfamilien rund um Klöster. Die vermeintliche Parallele zwischen der Westfassade von Doberlug und der nahen Dorfkirche von Schönborn, bei der der Verf. „wohl von einem direkten Architekturzitat ausgehen“ möchte (S. 182), kann der Rez. allerdings nur bedingt nachvollziehen. Umfassende Studien zu den Boden-, Verkehrs- und Aufsiedlungsverhältnissen dienen der Erklärung der lokalen und regionalen Unterschiede in Bauweise, Ausmaß und Zeitpunkt der Kirchenbauten. Besondere, letztlich noch nicht beantwortete Fragen wirft hier die Feststellung auf, dass in den erst von westlichen Zuwanderern ausgebauten Rodungs- und Meliorationsgebieten bereits im 13. Jahrhundert zahlreiche Kirchen entstanden, während es im slawischen Altsiedlungsland der Niederlausitz „bis in das 13. Jh. hinein keinen nennenswerten Kirchenbestand“ gab (S. 204).

Das Buch ist – wie für die Reihe gewohnt – in exzellenter Qualität redigiert und publiziert worden. Gelegentliche Redundanzen, etwa die mehrmalige Besprechung des erwähnten Pfostengrundrisses unter dem Schönfelder Gotteshaus, fallen kaum ins Gewicht. Ein kleines Manko ist die oft geringe Größe der vielen Fotos – Panoramaansichten ganzer Kirchen können ihre Wirkung nicht entfalten, wenn sie wenig mehr als Briefmarkengröße einnehmen. Gleichwohl veranschaulichen die durchweg farbigen Fotos, ergänzt um Grabungs- und Baupläne, den reichen Denkmalbestand in ansprechender Weise. Die hervorragende Studie von M. Agthe wird fortan unverzichtbar für alle Forschungen zum mittelalterlich-frühneuzeitlichen Kirchenbau in der Niederlausitz und ihren Nachbargebieten sein.

Felix Biermann

Archäologische Spurenlese in Berlin-Mitte. Hg. vom Landesdenkmalamt Berlin. Berlin: Hendrik Bäßler Verlag 2018. 132 S., zahlr. farbige Abb. (= *Miscellanea Archaeologica* V; Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin, Bd. 48)

In Berlin stehen die größten archäologischen Ausgrabungen, die bisher hier stattgefunden haben, unmittelbar bevor. Insofern ist es erfreulich, dass nun in einem schmalen Sammelband vier der bereits abgeschlossenen Grabungen in (Berlin-)Cölln und (Alt-)Berlin für die interessierte Öffentlichkeit ausgewertet wurden – und dies nach einer erstaunlich kurzen Zeit. Vorgestellt werden in dem anzuzeigenden Band die Grabungen Breite Straße 19/10 (Matthias Antkowiak, Gregor Döhner, Eberhard Völler), Breite Straße 11-18 (Helene Stohr), Stralauer Straße 46-48 (René Bräunig, Philipp Roskoschinski, Sebastian Tegge mit einem Beitrag von Heinz Haase) sowie Alexanderstraße (Torsten Dressler), die in den Jahren von 2007 bis 2013 stattfanden.

Es ist hier nicht der Ort, alle Ausgrabungen im Detail zu besprechen. Jede einzelne stellt einen wichtigen Baustein für die Erforschung vor allem der mittelalterlichen Geschichte Berlins und Cöllns dar, die ja bekanntermaßen aufgrund der kaum vorhandenen schriftlichen Quellen weiterhin ein schwieriges Feld bleibt. Die einzelnen Beiträge sind naturgemäß von unterschiedlicher Qualität. Allen gemeinsam ist jedoch, dass ihnen ein interdisziplinäres Arbeiten mit Historiker*innen sehr gut getan hätte. Als Beispiel sei hier der Beitrag von Antkowiak/Döhner/Völker (S. 9–38) genauer betrachtet, in dem sich u.a. die Aussage findet, dass „mit einiger Sicherheit [...] im Einzugsbereich der Breiten Straße seit der frühstädtischen Zeit der markgräfliche Hof bzw. die Vogtei der Markgrafen [lag]“ (S. 10). Ein Beleg wird freilich nicht genannt und so bleibt man etwas erstaunt zurück über diese eigentlich aufsehenerregende Neuigkeit – war doch bisher Konsens, dass die Markgrafen zwar über einen Hof in Berlin, jedoch nicht in Cölln, verfügten und sich die markgräfliche Vogtei in Spandau befand. Hier hätte übrigens bereits ein Austausch mit der Kollegin Helen Stohr weiterführen können, die beim Versuch der Interpretation eines Feldsteinfundes ganz richtig bemerkt, dass es für ein „Hohes Haus“ der Markgrafen in Cölln keinerlei Belege gibt (S. 55).

Als Nachweis für die erste urkundliche Erwähnung Cöllns und Berlins werden „Regesten und Urkunden zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte der deutschen Städte im Mittelalter“ von H.G. Gengler (Erlangen 1863) herangezogen – nicht gerade die übliche Referenz, spätestens seit Erscheinen der „Regesten der Urkunden zur Geschichte von Berlin/Cölln im Mittelalter“ von Gaby Huch und Wolfgang Ribbe (Berlin 2008). Insgesamt fehlen sämtliche gängigen Titel zur Geschichte Berlins im Mittelalter im Literaturverzeichnis. Die offenbar nicht erfolgte Zusammenarbeit mit der historischen Fachdisziplin ist umso bedauerlicher, als dass die Grabung sehr spannende Ergebnisse gezeitigt hat, so z.B. das Auffinden eines großen (repräsentativen?) Gebäudes auf der Eckparzelle Breite Str./Scharrenstr., bei dem man gerne an das bisher nicht lokalisierte erste Cöllner Kaufhaus/Rathaus denken möchte.

Helen Stohr geht in ihrem Bericht (S. 39–70) davon aus, dass in der Breiten Straße zunächst mit größeren Gehöftstrukturen zu rechnen ist, bevor im 17. Jahrhundert eine Umstrukturierung erfolgte (S. 65f.), die sich durch die Entwicklung des Kaufhauses Herzog bis in das 20. Jahrhundert fortsetzte. Ihr Schluss, dass es tatsächlich aber immer noch Forschungsbedarf zu „den älteren Zeiten“ und deren Bau- und Siedlungsgeschichte gibt (S. 66), ist angesichts der bekannten Forschungslage nicht weiter überraschend.

Bräunig/Roskoschinski/Tegge beschreiben die Grabung an der Stralauer Straße (S. 71–96), wo – vergleichbar mit Ergebnissen aus älteren Grabungen in der Cöllner Breiten Straße – sehr frühe Datierungen in die 1170er Jahre für die ältesten Siedlungen vorgenommen wurden. Es ergibt sich daraus nach gegenwärtigem Forschungsstand ein Bild erster, vielleicht zunächst temporärer, Ansiedlungen außerhalb der späteren Siedlungskerne um die St. Petri- und die St. Nikolaikirche (S. 81). Leider wurden, wie so oft, die dendrochronologischen Datierungen nur unzureichend dokumentiert – es fehlen die genauen Fundumstände sowie ausführendes Labor und Labornummer –, so dass eine Überprüfbarkeit der Ergebnisse nicht gegeben ist. Auch ist es methodisch anzuzweifeln, dass ein einziges frühes Dendrodatum, wenn auch von der gesamten Berlin-Forschung herbeige-

seht, so aussagekräftig ist, dass von einem „sicher bestimmbarsten“ Rest Berlins die Rede sein kann (S. 94).

Dressler (S. 97–132) befasst sich zunächst eingehend mit dem historischen Kartenmaterial zur Beschreibung seiner Grabungsflächen sowie mit den Archivalien von St. Georgen, St. Marien und St. Nikolai. Dass letztere älter sei als die Cöllner St. Petri-Kirche bleibt unbelegte Behauptung, der Zehntvertrag wurde nicht mit dem Papst, sondern mit dem Bischof von Brandenburg geschlossen (S. 101) und das Gertraudenhospital lag zunächst nicht innerhalb, sondern außerhalb der Stadt (S. 104), wie bereits ein flüchtiger Blick auf den Memhardt-Plan zeigt – fast überflüssig zu erwähnen, dass auch hier die einschlägigen historischen Titel im Literaturverzeichnis fehlen.

Insgesamt hätte dem Band ein etwas gründlicheres Lektorat gutgetan. Neben etlichen orthographischen Fehlern sind auch so ärgerliche Unaufmerksamkeiten wie eine spiegelverkehrte Abbildung (2 u. 3, S. 11 u. 12) oder die falsche Bezeichnung „Teilfläche 1 B“ (Abb. 23, S. 22), wo es doch „A“ hätte heißen müssen, zu kritisieren. Dennoch ist es sehr erfreulich, dass nun eine Übersicht über neueste Grabungen aus den Stadtkernen vorliegt, die wieder einmal zur weitergehenden Beschäftigung anregen.

Es bleibt schließlich zu hoffen, dass bei den bevorstehenden Ausgrabungen im Herzen Berlins die interdisziplinäre Arbeit größer geschrieben wird, damit die mit großer Spannung erwarteten Funde und Befunde, die hoffentlich entscheidende Auskünfte über die Frühgeschichte unserer Stadt geben werden, eine umfassende Deutung und Einordnung erfahren. Im Idealfall wäre eine erstgenommene Interdisziplinarität bereits Teil der Ausgrabungsvorbereitung.

Ines Garlisch

Rainer Eckert: Revolution in Potsdam. Eine Stadt zwischen Lethargie, Revolte und Freiheit (1989/1990). Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2017. 456 S.

Diese Dokumentation hat der Historiker Rainer Eckert im Wesentlichen auf der Basis von Akten des Archivs des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, ergänzt durch Überlieferungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs und des Robert-Havemann-Archivs unter Hinzuziehung einschlägiger Literatur erarbeitet. Zum Verständnis der Geschichte geht er zunächst auf „Potsdam unter der SED-Diktatur (S. 11–31) sowie die Geschichte der SED, Staatsicherheit und Bevölkerungsstimmung in Potsdam (S. 41–134) und die „Opposition in Potsdam“ (S. 135–222) ein. Er informiert über den „Weg zur Revolution 1989/1990“ und kommt auf Seite 261 mit dem Kapitel „Friedliche Revolution“ und ihre Entwicklung (S. 309–413) auf das eigentliche Thema. Aufgrund der Besonderheit der herangezogenen Akten ist die Sprache sehr eigenartig und mit zahlreichen die Lektüre nicht gerade erleichternden An- und Ausführungszeichen versehen. Aber wer dies vernachlässigt, kann das Buch mit sehr großem Gewinn lesen.

In Potsdam sind wichtige oppositionelle Zusammenschlüsse entstanden, wie die Arbeitsgemeinschaft Umweltschutz und Stadtgestaltung (ARGUS) und die Arbeitsgemeinschaft Pfingstberg (unter dem Dach des Kulturbundes). Es wird an die Gesprächskreise „Schmiede“ und „Kontakte“ und den Frauenkreis der Babelsberger Friedrichskirchgemeinde sowie die gleichfalls in evangelischen Gemeinden beheimatete Dritte-Welt-Gruppe „Tierra Unida“, den Friedenskreis des Kirchenkreises Potsdam, den Arbeitskreis Solidarische Kirche und den „Hauskreis Hugler“ sowie den Kreis „Arche“ unter dem Dach der katholischen Peter-und-Paul-Gemeinde erinnert. Des Weiteren ist die aus den katholischen Pfarrgemeinderäten von St. Peter und Paul, St. Martin und St. Antonius gebildete Katholische Laieninitiative erwähnenswert. „Zentren oppositioneller Bestrebungen waren in Potsdam die evangelischen Ausbildungsstätten für Gemeinmediakonie und Sozialarbeit im ‚Civil-Waisenhaus‘, für Gemeindepädagogik und das ‚Kirchliche Oberseminar Hermannswerder‘, an denen sich Jugendliche sammelten, die wegen ihrer christlichen Überzeugung keine Ausbildungsstätte gefunden hatten.“ (S. 136) Hinzu kamen ein Freundeskreis der Wehrdienstverweigerer, „Punks“, die Antifa-Szene und Anti-Skinhead-Liga „sowie eine subkulturelle Szene.“ (S. 28) Besonders und dauerhaft bis nach der „Wende“ sehr wichtig waren das Neue Forum und die Sozialdemokratische Partei in der DDR.

Einige dieser Initiativen, Gruppen und Kreise und ihre Entstehung und Entwicklung werden im Buch vorgestellt. Bemerkenswert ist, dass es der SPD gelang, das Neue Forum „in der konkreten politischen Bedeutung zu verdrängen.“ (S. 304)

In dem Kapitel zu SED und Staatssicherheit werden einige interessante zeitgenössische Informationen wiedergegeben, wie z.B. aus einem Bericht der Staatssicherheit über die Stimmung in der Potsdamer Bevölkerung Anfang Juni 1989: „Gewünscht wurde von den Menschen in den Augen des MfS [Ministerium für Staatssicherheit] eine DDR mit ihrer jetzigen sozialen Sicherheit, der Wirtschafts- bzw. Konsumkraft der Bundesrepublik sowie der politischen Offenheit der Sowjetunion. Weiterhin zweifelten die Menschen die Ergebnisse der Kommunalwahl an, sie kritisierten die tägliche Versorgung durch den Handel und die Arbeit des örtlichen Verwaltungsapparates.“ (S. 67) Die unter kirchlichen Dächern agierenden Oppositionellen blieben in ihrem Handeln „unterhalb der Normen der strafrechtlichen Relevanz und setzten auf die verfassungsrechtlich verankerten Rechte der evangelischen Kirchen in der DDR.“ (S. 76) Ende Juli 1989 „tauchte erstmals die Frage nach der Überlebensdauer bzw. -chance der SED-Diktatur auf.“ (S. 80)

Diesen offenen Berichten der Staatssicherheit gegenüber blieb in der Berichterstattung der Potsdamer Bezirksleitung der SED alles beim Alten: „Die Schwierigkeiten kamen von außen, wurden relativiert und das wirkliche Geschehen blieb im Dunkeln.“ (S. 93f.) Zusammenfassend stellt Eckert treffend fest, „dass die Berichte der Geheimpolizei am meisten Kritik enthielten, dass die der Struktureinheiten der SED schon weniger kritisch waren und dass der Erste Sekretär der SED-Bezirksleitung die Situation in seiner Berichterstattung an die Zentrale der Staatspartei in Ost-Berlin am stärksten schönfärbte.“ (S. 317)

Nach einem Treffen zu Fragen des Umweltschutzes am 7. Oktober 1989 gab es die erste große öffentliche Demonstration in Potsdam unter dem Motto „Wir bleiben hier, verändern wollen wir.“ (S. 162) Am gleichen Tag fand im Zentrum der Stadt eine gewaltsame Räumung (S. 182) des Café Heider statt. Dieser Ort war ein „Fluchtraum der demonstrierenden Potsdamer“ (S. 204) – und wohl auch Postdamerinnen? – und ein wichtiger Treffpunkt von Oppositionellen und der Potsdamer „Subkultur“.

Zwei Monate später erfolgte am 5. Dezember 1989 die Besetzung der Dienstgebäude der Staatssicherheit in der Hegelallee und leitete die Auflösung der Staatssicherheit ein. Auch das Gefängnis der Untersuchungsabteilung und Untersuchungsanstalt der Bezirksverwaltung Potsdam des Ministeriums für Staatssicherheit in der Otto-Nuschke-Straße – inzwischen wieder: Lindenstraße – wurde gleichfalls besetzt. Das „Lindenhofel“ wurde zu einem Haus der Demokratie und am 18. Januar 1990 erhielten dort die SPD, das Neue Forum, ARGUS, Demokratie Jetzt, Demokratischer Aufbruch, Grüne Partei, Unabhängige Initiative Potsdamer Frauen und Vereinigte Linke Büroräume.

Am 6. Dezember 1989 konstituierte sich der Rat der Volkskontrolle, „der die Vernichtung von Schrift- und Archivgut verhindern, staatliche Strukturen überwachen und die Stabilität grundlegender Lebensbereiche im Bezirk Potsdam sichern wollte.“ (S. 378) Diesem Rat gehörten Vertreter der untergegangenen DDR an: SED-PDS, Blockparteien, FDJ, Kulturbund, Freier Deutscher Gewerkschaftsbund, Demokratischer Frauenbund und Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe. Hinzu kamen Vertreter und Vertreterinnen der neu entstandenen demokratischen Organisationen. Damit war der Rat der Volkskontrolle faktisch der Runde Tisch für die Stadt Potsdam. Die Arbeit des Rates ist von staatlichen Stellen und Institutionen behindert worden. Hinzu kam, dass sechs von 27 Mitgliedern als Inoffizielle Mitarbeiter gearbeitet hatten. So ist das Resümee ein doppeltes: „Die große Aufgabe, die hauptamtlichen Mitarbeiter des MfS und ihre Auftraggeber in der SED öffentlich zur Verantwortung zu ziehen, war jedoch nicht erreicht worden. Entscheidend war jedoch, dass Freiheit und das Recht auf eigene Lebensgestaltung erkämpft werden konnten.“ (S. 394) Nach seiner letzten Sitzung am 5. April 1990 übergab der Rat seine Aufgaben der neuen Stadtverordnetenversammlung, die am 6. Mai 1990 gewählt wurde.

In seiner Zusammenfassung hebt Eckert hervor, welche wichtige Rolle die Fälschung der Kommunalwahl, die Fluchtwelle im Sommer 1989 und der Kampf gegen die Vernichtung der Potsdamer Altstadt sowie die Proteste gegen das Massaker auf dem Pekinger Platz des Himmlichen Friedens gespielt

haben. Sein Buch ist eine sinnvolle Ergänzung der beiden von der Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung herausgegebenen verdienstvollen Schriften „Potsdam 1945–1989 – Zwischen Anpassung und Aufbegehren“ (von Sigrid Grabner, Henrik Röder und Thomas Wernicke) und „Die 111 Tage des Potsdamer Bürgerkomitees ‚Rat der Volkskontrolle‘ 1989/90 (von Gisela Rüdiger und Gudrun Rogall) aus den Jahren 1999 bzw. 2009. Eckerts Dokumentation spiegelt wesentlich die Sichtweise der DDR-Staatsicherheit wider und ergänzt die Darstellungen von damals Aktiven.

Kurt Schilde

Festschrift 150 Jahre Historischer Verein zu Brandenburg (Havel). Hg. von Clemens Bergstedt, Bernd Brülke, Udo Geiseler, Klaus Heß, Joachim Müller. 27. Jahresbericht 2018 (100. Jahresbericht seit der Gründung 1868). Brandenburg (Havel) 2018, 291 S. (= Einzelveröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, Bd. XIX).

Zuerst einmal möchte es der Rezensent nicht versäumen, dem Historischen Verein zu Brandenburg an der Havel zu seinem Jubiläum zu gratulieren! Der zu diesem Anlass erschienene, beinahe 300 Seiten umfassende Festband verdient es zweifellos, besprochen zu werden. Denn die Publikation geht offen mit der eigenen Geschichte um und breitet dem Leser gut verständlich sowie reich bebildert bisher unbeachtete Aspekte der Brandenburger Stadtgeschichte aus.

Die umfangreiche Einführung von Klaus Neitmann, dem Direktor des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, der den Band in seine Publikationsreihe aufgenommen hat, bettet die Geschichte des städtischen Brandenburger Vereins in die Landschaft historischer Vereine im Land Brandenburg ein. Anhand des Jubiläumsvereins würdigt Neitmann zu Recht die ehrenamtliche historische Arbeit und ferner die Leistungsfähigkeit der Geschichtsvereine in Vergangenheit und Gegenwart, die zum großen Teil auf deren Eigeninitiative beruhte und noch immer beruht. Neitmann betont die fruchtbringende Zusammenarbeit von hauptamtlichen Einrichtungen (Landeshauptarchiv, Landesamt für Denkmalpflege, Archäologisches Landesmuseum, Historische Kommission) mit Einzelpersonen und regionalgeschichtlichen Vereinigungen und streicht dadurch die Bedeutung des Regionalismus in der (Landes-)Geschichtsforschung heraus. Den Abschluss seiner Geleitworte bilden drei Vorschläge für die künftige Erforschung der Brandenburger Stadtgeschichte: (1.) Erarbeitung sogenannter „Lebensbilder“ stadtdgeschichtlich bedeutender Persönlichkeiten, (2.) Erforschung der Geschichte der nach Brandenburg eingemeindeten Orte und (3.) Analyse und Interpretation der verfassungsrechtlichen Stellung der Stadt im 19. und frühen 20. Jahrhundert.

Clemens Bergstedt gibt sodann einen chronologischen und thematischen (soziale Zusammensetzung und politische Haltung etc.) Abriss der Vereinsgeschichte von der Gründung 1868 bis ins Jahr 1918 und würdigt wegweisende Persönlichkeiten wie Moritz Wilhelm Heffter, Rudolf Hammer und Otto Tschirch, die sich sowohl in qualitativer als auch in quantitativer Hinsicht um die Ergebnisse der Vereinsarbeit verdient gemacht haben.

Klaus Heß thematisiert den Historischen Verein während der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, in einer Zeit wirtschaftlicher Schwierigkeiten. Dabei wird deutlich, dass das Vereinsprogramm immer ein Spiegel der jeweiligen Zeit war und durchaus Sympathien mit der „neuen Zeit“ zu erkennen gab. Aus dem Vereinsvorsitzenden wurde bezeichnenderweise der „Vereinsführer“. Familienforschung geriet zum neuen Schwerpunkt in der Vereinsarbeit, ab 1939 wurden die Themen stark aktuellpolitisch. Mit dem Ende des Krieges kam auch das vorläufige Ende des Vereins.

Udo Geiseler, der derzeitige Vorsitzende des Historischen Vereins zu Brandenburg, betrachtet den Zeitraum von der „Neubegründung“ 1991 bis in die Gegenwart. Nicht unerwähnt bleibt, dass die Heimatforschung in der DDR fast zum Erliegen kam, der im Kulturbund organisierte „Arbeitskreis Stadtgeschichte“ allenfalls (oder immerhin) den Verfall der historischen Bausubstanz der Stadt kritisierte. Geiseler erklärt die heutige Struktur des Vereins und lässt auch Krisen – wie die um eine umstrittene Gedenktafel im Jahr 2004 – nicht aus. Ferner stellt er verschiedene verdienstvolle Nachwende-Projekte, Veranstaltungen und Publikationen (z.B. Lexikon zur Stadtgeschichte, 2008)

vor, mit denen der Verein in die breite Öffentlichkeit trat bzw. tritt. Große Begeisterung rief zum Beispiel die Festveranstaltung am 13. Oktober 2018 hervor, bei der der Vereinsvorstand auf der Bühne des Brandenburger Theaters ein selbst verfasstes kritisch-ironisches Stück zum Besten gab. Geiseler schließt – und das sei noch einmal herausgestellt – mit der Betonung der Bedeutung historischer Vereine, weil öffentliche Stellen zur Geschichtsvermittlung (vor allem an Universitäten) fortwährend abgebaut werden.

Danach folgen vier Beiträge, die den Verein von ganz unterschiedlichen Seiten beleuchten: zur Sammeltätigkeit in Form des Heimatmuseums, das zum Stadtmuseum heranwuchs, zur naturkundlichen Sammlung, zur Bedeutung der häufig unterrepräsentierten Ur- und Frühgeschichte unserer Region und – wichtig um die Forschungen über den Verein auf ein gesichertes Fundament zu stellen – zur archivalischen Überlieferung des Vereinsschriftgutes im Stadtarchiv Brandenburg.

Den Abschluss des Bandes macht ein Verzeichnis von bekannteren und unbekannteren – aber deshalb nicht unbedingt minder bedeutenden – Personen, die sich um den Verein verdient gemacht haben. Erstmals wird hier das Leben und Wirken einiger Personen beleuchtet. Somit ist der Jubiläumsband ein Rückblick auf die wechselvolle Vereinsgeschichte und ein Ausblick auf die zukünftigen Aufgaben und Projekte zugleich.

André Stellmacher

Julia Trinkert: Flügelretabel in Mecklenburg zwischen 1480 und 1540. Petersberg: Michael Imhof Verlag, 2014. 464 S., zahlreiche teilw. farb. Abb. Zugleich: Diss. Kiel 2012.

In den vergangenen Jahren erschienen zahlreiche Arbeiten zur spätmittelalterlichen Kunst des norddeutschen Küstengebiets.¹ Mehrere davon waren – wie die hier zu besprechende – Dissertationen oder andere wissenschaftliche Arbeiten an der Kieler Christian-Albrechts-Universität, der somit eine beachtliche Rolle in diesem Forschungsfeld zukam.² Das Werk von Julia Trinkert gehört zu den materialreichsten darunter, handelt es sich doch um eine regelrechte Bestandsaufnahme. Hier wird die Kunst einer Region auf umfassende Weise in Wort und Bild vorgesellt. Es ist ein Grundlagenwerk, das eine Lücke schließt und als Ausgangspunkt für zukünftige Forschungen dienen kann, da es einen sehr großen Bestand mittelalterlicher Kunstwerke überregional bekannt macht. Dabei handelt es sich nicht nur um die Spitzenwerke, sondern um Arbeiten unterschiedlichster und mitunter minderer Qualität und schlechter Erhaltung, also um Kunstwerke, um die Kunsthistoriker oft einen großen Bogen machen. Sie gestatten aber mitunter interessante Einblicke in Werkzusammenhänge und Beziehungsnetzwerke. Eine solche Arbeit ist äußerst verdienstvoll. Überdies steckt eine Menge „Forschergeist“ darin, denn solche Materialsammlungen können nur entstehen, wenn man sich nicht scheut, hunderte Kilometer über Land zu fahren und Kontakte mit entlegenen Kirchengemeinden zu knüpfen, um dann die Kunstwerke eigenhändig zu vermessen und zu dokumentieren.

Der Grund, weshalb das Buch hier vorgestellt wird, ist klar zu benennen: Mecklenburg grenzt an die Mark Brandenburg, Teile gehörten zum Bistum Havelberg und einige der Werke im Grenzbereich zeigen weitgehende Ähnlichkeiten zu Kunstwerken besonders in der Prignitz. Man durfte also aus brandenburgischer Sicht gespannt sein auf diese Arbeit und darauf, welche Antworten sie findet auf die Frage nach der Herkunft der Werke, nach den Kunstzentren und den Einflusszonen. Es sei an dieser Stelle nicht verschwiegen, dass sich der Rezensent von märkischer Seite aus – im Zuge der Forschungen zu seiner Dissertation – mit diesen Fragen beschäftigt hat.³

1 Z.B. Burkhard Kunkel: *Werk und Prozess. Die bildkünstlerische Ausstattung der Stralsunder Kirchen – eine Werkgeschichte.* Berlin 2008. – Kathrin Wagner: *Rostocker Retabelkunst im 15. Jahrhundert.* Kiel 2011. – Sabine-Maria Weitzel: *Die Ausstattung von St. Nikolai in Stralsund. Funktion, Bedeutung und Nutzung einer hansestädtischen Pfarrkirche.* Kiel 2011.

2 Siehe auch die Katalogbände des DFG-Projekts: Uwe Albrecht (Hg.): *Corpus der mittelalterlichen Holzsulptur und Tafelmalerei in Schleswig-Holstein*, 3 Bde. Kiel 2005–2016.

3 Peter Knüvener: *Die spätmittelalterliche Malerei und Skulptur in der Mark Brandenburg (Forschungen und Beiträge zur Denkmalpflege im Land Brandenburg 14).* Worms 2011 (Diss. HU Berlin 2010).

Die Arbeit setzt sich aus zwei Teilen zusammen: Einem wieder dreifach untergliederten analytischen Teil und einem alphabetischen Katalog. Es gibt ein Register, das die Arbeit mit dem Band stark erleichtert, und es sind zahlreiche Karten vorhanden.

Im ersten Teil geht es um Fragen der Nutzung und der Auftraggeberschaft der Retabel. Welche Rolle spielten z.B. Bruderschaften, welche Wallfahrten? Es geht um kirchliche und politische Grenzen und die mögliche Rolle für die Vergabe von Aufträgen und damit auch für das Erscheinungsbild der Kunstwerke.

Sehr stark wird auf die Gestalt der Retabel eingegangen, auf das Material, die Konstruktion, auf technologische Merkmale und natürlich auf den Stil, Bildtradition und die Verwendung von Vorlagen. Alle diese Kategorien fließen dann in die Postulierung von Werksatzzusammenhängen sowie in die Zusammenstellung von Werkgruppen ein. Dabei spielen auch stilistische Einflüsse aus anderen norddeutschen Regionen eine Rolle, aus Niedersachsen, aus Brandenburg, aber auch vom Niederrhein und aus Süddeutschland, um nur einige zu nennen.

Julia Trinkert hat es mit einer großen Menge an Material zu tun, das gebändigt werden will. Es wird nach ihren Gesichtspunkten in Werkgruppen geordnet. Diese werden nach den Städten bezeichnet, auf die sie mutmaßlich zurückgehen, also z.B. „Wismar A–C“, „Parchim“, „Rostock I“ und „II“ etc. Sie vermeidet es also in der Regel (wenn auch nicht vollständig), von „Werkstätten“ oder „Meistern“ zu reden – anders, als es sonst mitunter üblich ist⁴ – das Ganze soll einen neutralen, vielleicht wissenschaftlicheren? – Eindruck machen. Trinkert seziert die Retabel gewissermaßen, denn es werden die einzelnen Gewerke – also Maler, Schnitzer etc. – isoliert betrachtet. Werkgruppen bilden dementsprechend die Schnitzereien und die Malereien jeweils für sich.

Hintergrund für die Vorsicht mit den Begrifflichkeiten ist sicher auch eine – wohl zu Recht – kritisch geführte Debatte um die Kategorien „Meister“, „Werkstatt“, „Gehilfe“ usw.⁵ Dabei ist aber zu bedenken, dass es sich bei den Retabeln um Kunstwerke von Menschen, von Malern, Schnitzern, Tischlern etc. handelt. Es ist also fraglich, ob man so weit gehen muss – und ob man nicht wenigstens da, wo es wirklich offensichtlich ist, nicht doch von „Werkstatt“ oder „Meister“ reden darf. Das wird besonders bei Fällen wie dem großartigen Christophorus in Warnemünde kurios, der hier im Katalogteil zur Werkgruppe „Parchim C“ gerechnet wird, wo er doch eindeutig der Nachfolge des Schnitzers Claus Berg zuzuordnen ist. Dieser berühmte Name taucht in der Katalognummer folgerichtig überhaupt nicht mehr auf (S. 420).

Der Aufbau des Buches macht die Argumentation mitunter schwer nachvollziehbar. In den analytischen Teilen finden sich selten Bilder, fast nie gibt es Vergleiche – dabei sind Vergleiche, die mit Bildern untermauert werden, in kunsthistorischen Studien, wo es um Stil und Gruppenzugehörigkeit geht, zwingend notwendig. Die Bilder sind im alphabetischen Katalogteil abgedruckt – dort muss man sich die Vergleiche dann mühsam zusammensuchen, was sicherlich des Öfteren unterbleibt. Wenn man die Vergleiche aber doch nachvollzieht, stellt man fest, dass es teilweise verblüffend große Werkgruppen gibt, die von der guten Denkmalüberlieferung in Mecklenburg und vom reichen Schaffen der Werkstätten zeugen. Alle Zusammenstellungen vermögen allerdings nicht zu überzeugen – wenn z.B. die großartige Skulptur des Lanckener Retabels – ebenfalls Claus Berg-Werkstatt – mit der nicht minder qualitätvollen, aber eine gänzlich andere Handschrift zeigenden Triumphkreuzgruppe in Kraak in dieselbe Werkgruppe (Parchim C) „gesteckt“ wird (S. 312 und 320). Dazu gesellt sich dann übrigens noch die Skulptur des Retabels in Porep. Was bedeutet hier also „Werkgruppe“?

Auch scheinbar homogene, überzeugende Werkgruppen machen auf den zweiten Blick Probleme. Was z.B. die Prignitz angeht, so konnte für Kunstwerke, die von Trinkert für Wismar in Anspruch genommen wurden, aufgrund dendrochronologischer Untersuchungen eine lokale Herkunft wahr-

4 Siehe nur Jan Friedrich Richter: Claus Berg. Retabelproduktion des Spätmittelalters im Ostseeraum. Berlin 2007.

5 Siehe z.B. Ebbe Nyborg: Rezension von Richter: Claus Berg (wie Anm. 4), in: KUNSTFORM 10 (2009), Nr. 2, <https://www.arthistoricum.net/kunstform/rezension/ausgabe/2009/2/> [letzter Zugriff: 17.12.2018].

scheinlich gemacht werden.⁶ Es geht um die sehr große und weit gestreute Gruppe „Wismar C“, zu der einige Hauptwerke in Wismar selbst zählen – z.B. das Schifferretabel in St. Nicolai. In der Prignitz ist das Retabel in Postlin zugehörig, das eine eigene Katalognummer erhält (S. 347–48, siehe auch S. 223), zu nennen wären aber auch das Retabel in Sargleben, das Verkündigungsretabel in Wustrau (eigentlich aus dem Havelberger Dom) und zwei Kruzifixe in Premslin. Für diese Werke liegen großenteils Dendroprovenienzbestimmungen vor, die eine lokale Herkunft nahe legen.⁷ Interessant ist, dass Trinkert zu einigen bemerkenswerten Malereien und Skulpturen in der Prignitz, bei denen man einen Zusammenhang mit mecklenburgischen Zentren hätte annehmen können – z.B. die Retabel in Porep, Wittstock (oberes Retabel) oder Schmolde –, keine neuen Informationen und Anknüpfungspunkte oder auch nur Thesen vorgebracht hat (S. 215).

Was bedeutet es, wenn zahlreiche Schnitzwerke der „Werkgruppe“ Wismar C gar nicht aus Wismar kommen? Vielleicht kam ein Künstler aus Wismar in die Prignitz und gründete seine eigene Werkstatt – er behielt seinen erlernten Stil bei, seine Werke sind von denjenigen der Wismarer Werkstatt also kaum unterscheidbar. Hier kommt die klassische Kunstgeschichte an ihre Grenzen. Es zeigt sich eben, dass es ohne umfassende naturwissenschaftliche – hier vor allem dendrochronologische – Untersuchungen wenig Sinn hat Studien zu erstellen, in denen es um die Gruppierung und Einordnung großer Mengen von Kunstwerken geht. Das stellt das von Trinkert postulierte Modell der „Werkgruppen“ aber grundsätzlich in Frage: So wird man mit einer größeren Bewegung von Werkstätten und Künstlern rechnen müssen und damit, dass auch mittelgroße Städte im Hinterland wie z.B. Perleberg und Pritzwalk um 1500 verstärkt eine Rolle als Produktionsort spielten. Was macht man, wenn Künstler das Erscheinungsbild von anderen perfekt übernahmen? So kennt man es auch in anderen Fällen, genannt seien nur Lucas Cranach d.Ä. oder Tilman Riemenschneider.

Insgesamt betrachtet hat die Arbeit einen großen bleibenden Wert, liegt damit nun eine Menge Material auf dem ‚Tisch‘. Es bleibt abzuwarten, was die zukünftige Forschung daraus macht.

Peter Knüvener

Johannes Gehrmann: Die mittelalterliche Dorfwüstung an der Krummen Lanke in Berlin-Zehlendorf. Berlin: Staatl. Museen zu Berlin, Landesdenkmalamt Berlin 2018. 191 S., 74 Abb., 12 Taf. (= Berliner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Bd. 20)

Im Jahr 1937 begannen am Ostufer der Krummen Lanke im Berliner Bezirk Zehlendorf archäologische Untersuchungen. Auslöser dieser Ausgrabungen war der geplante Bau einer Wohnsiedlung mit Parkanlage, auf deren Gelände sich mehrere ur- und frühgeschichtliche Fundstellen befanden. Zunächst lag das Hauptaugenmerk auf dem bronzezeitlichen Urnengräberfeld, aber schnell verlagerte sich das Interesse der Ausgräber auf die Reste der ehemaligen hochmittelalterlichen Siedlung, die hier einen Einblick in die deutsche Besiedlung des Raumes östlich der Elbe gestattete. Dieses Thema war durch die fast zeitgleich stattfindenden Ausgrabungen von Paul Grimm auf der hochmittelalterlichen Wüstung Hohenrode im Südharz erstmals in den Fokus der wissenschaftlichen Forschung getreten. Im Gegensatz zu Grimms Untersuchungen aber verschwand die Grabung an der Krummen Lanke aus dem Gedächtnis der Fachwelt und nur wenige Eingeweihte in der Berliner Bodendenkmalpflege kannten diese archäologische Untersuchung.

⁶ Peter Knüvener und Gordon Thalmann: Import oder aus lokaler Produktion? Neue dendrochronologische Untersuchungen an Retabeln im ehemaligen Bistum Havelberg und ihre Interpretation vor dem Hintergrund aktueller Forschungen zur norddeutschen Retabelkunst, in: Peter Knüvener und Werner Ziem (Red.): Flügelaltäre um 1515 – Höhepunkte mittelalterlicher Kunst in Brandenburg und in den Nachbarregionen (Arbeitshefte des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums Bd. 42). Berlin 2016, S. 171–186.

⁷ Knüvener/Thalmann (wie Anm. 6).

Die Fundstelle an der Krumpfen Lanke war seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bekannt und wurde durch den Bezirkspfleger Ernst Jänichen im Jahr 1930 mehrmals gezielt abgesucht. Es folgten einige kleinere Prospektionen, bei denen Funde und Befunde verschiedener ur- und frühgeschichtlicher Zeitstufen zu Tage kamen. Die geplante großflächige bauliche Umgestaltung des Geländes zwang die Verantwortlichen hier so schnell wie möglich den Fundplatz durch eine Rettungsgrabung zu dokumentieren. Für die hochmittelalterliche Fundstelle wurden drei Untersuchungsflächen festgelegt und bis kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges ausgegraben. Zu einer Auswertung der Ergebnisse kam es nicht mehr, da keiner der Ausgräber das Jahr 1945 überlebte und diese Grabung so zunächst in Vergessenheit geriet.

Erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts rückte diese Ausgrabung wieder in das Bewusstsein der Fachwelt. In einem Artikel über „Vergessene Dörfer“ stellte Friedrich Dehmlow mittelalterliche Wüstungen im Südwesten Berlins vor, darunter auch Krumpfenensee. Wenige Jahre später wählte Johannes Gehrman auf Anregung von Prof. Adriaan von Müller, damals Leiter des Archäologischen Landesamtes Berlin (West), diese Ausgrabung zum Thema seiner Examensarbeit an der Pädagogischen Hochschule Berlin. Die relativ kurze Zeit, die ihm zur Verfügung stand, ließ seinen Entschluss reifen, die Grabung in einer umfangreicheren Arbeit auszuwerten und vorzustellen. Dieses Vorhaben begann Gehrman nach seiner Pensionierung im Jahr 2003 in die Tat umzusetzen. Das größte Problem für die Auswertung schien zunächst die Frage zu sein, was wo von der ehemaligen Dokumentation und den Funden erhalten geblieben war. So war es überraschend, dass ein Großteil der Dokumentation noch existiert und sich im Archiv der Bodendenkmalpflege des Landesdenkmalamtes Berlin befindet. Die Funde lagern bis auf einige kleinere Verluste im Depot des Museums für Vor- und Frühgeschichte.

Die wissenschaftlichen Untersuchungen zum hochmittelalterlichen Landesausbau östlich der Elbe sind heute ein wichtiger Bestandteil der landesgeschichtlichen und archäologischen Forschung. So stand die Auswertung der Grabung Krumpfenensee nicht mehr unter dem Vorzeichen eines Pilotprojektes, wie es noch vor achtzig Jahren gewesen wäre, sondern ordnet sich nun in die Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte ein. Die Untersuchung ist vor allem ein zusätzlicher Mosaikstein in der Erforschung des frühen hochmittelalterlichen deutschen Landesausbaus im Berliner Raum. Es zeichnete sich ab, dass die Gründung der Siedlung an der Krumpfen Lanke in die Zeit um 1200 zu datieren sein wird, ähnlich wie die benachbarte Wüstung am Machnower Krumpfen Fenn, dem heutigen Museumsdorf Düppel. In den vergangenen Jahrzehnten sind nur bei wenigen Ausgrabungen in ehemaligen mittelalterlichen Dörfern auf dem heutigen Berliner Stadtgebiet Befunde dokumentiert worden, die in die Zeit des frühen Landesausbaus datieren. In der deutschen Hauptstadt sind es vor allem die archäologischen Untersuchungen in den ehemaligen mittelalterlichen Städten Berlin, Cölln, Spandau und Köpenick, in denen Befunde aus der Zeit vor dem Jahr 1200 zu Tage treten.

Das Buch ist übersichtlich gegliedert und auch für Nichtarchäologen gut lesbar. Nach der Einleitung folgt eine geschichtliche Einordnung der Wüstung Krumpfenensee auf Grundlage des heutigen Forschungsstandes sowie ein Überblick über die Geschichte der Ausgrabung. Der Autor geht insbesondere auf die Diskussion über die Lokalisierung der Wüstung im 19. Jahrhundert ein und weist noch einmal nach, dass der in den Jahren 1249 und 1251 urkundlich genannte Ort Krumpfenensee mit der archäologisch untersuchten Siedlung identisch ist. Gehrman weist immer wieder auf die geringe Ausgrabungsfläche hin, die nur bedingt Aussagen über die Gestalt des Dorfes in Hinblick auf Parzellen oder eine Befestigung zulassen, aber auch die Frage einer Mehrphasigkeit der Siedlung muss offen bleiben. Er geht in diesem Zusammenhang auf die in letzten Jahren herauskristallisierte mehrphasige Entwicklung der mittelalterlichen Dorflandschaft ein. Seine Vermutung ist, dass Krumpfenensee zu den frühen Siedlungen gehörte, die nach ihrer Aufgabe in den großen Anger- und Straßendörfern aufgingen. Im Falle Krumpfenensee war dies das Dorf Zehlendorf. Die spätslawische Keramik wertet der Autor als Hinweis darauf, dass in der Gründungsphase des Dorfes ein gewisser Anteil der Bewohner der ehemals hier ansässigen slawischen Bevölkerungsgruppe angehörte. Die Frage nach der federführenden Landesherrschaft auf diesem Teil des Teltow zur Zeit der Gründung

Krummensees muss Gehrman offen lassen. Einzig konkreter Hinweis ist sein Verweis auf die geborgene Keramik, die Parallelen im wettinischen Machtbereich aufweist.

Ein weiteres kurzes Kapitel geht auf die Geschichte der Ausgrabung ein. Dabei versucht der Autor die Grabungszeit der einzelnen Kampagnen auf Grundlage der Unterlagen zu rekonstruieren und umreisst noch einmal mit einer Karte die Lage der Grabungsstellen. Kurz stellt er die drei Ausgrabungsflächen mit der Jahreszahl ihrer Dokumentation sowie ihrer Ausdehnung vor, ebenfalls unterlegt mit einer Karte.

In den folgenden Abschnitten werden die drei Flächen im Einzelnen ausführlich vorgestellt. Dazu gehört jeweils eine Beschreibung der archäologischen Befunde sowie die dazugehörigen Funde. Die Befunde werden durch Umzeichnungen der Grabungsdokumentation oder farbige Abbildungen der Originalzeichnungen illustriert und in allen Einzelheiten beschrieben, interpretiert und wo es möglich ist durch Funde datiert. Die Funde werden ebenfalls vorgestellt und teilweise farbige abgebildet. Hinzu kommen einige historische Fotos. Jede der drei Flächen wird im Einzelnen dargestellt und ein jeweils ergänzender Plan mit den Quadrantennummern macht eine Einordnung der Befunde auf dem Gesamtplan möglich. Für die Fläche 1 gibt es ergänzend zwei Profilabbildungen. Hier ist besonders aufschlussreich das Profil des Hauptschnittes im Uferbereich mit einer ausführlichen Beschreibung und Datierung der einzelnen Schichten.

In einem weiteren Kapitel werden alle Funde der Ausgrabung, aufgeschlüsselt nach Materialgruppen, noch einmal beschrieben. Den umfangreichsten Abschnitt umfasst naturgemäß die Keramik, die nach Machart, Gefäßformen und Verzierungen geordnet ist. Auch dieser Abschnitt ist mit farbigen Abbildungen der wichtigsten Keramik illustriert. Hinzu kommen zahlreiche Zeichnungen von keramischen Randformen. Im Tafelteil finden sich auf sieben Tafeln Zeichnungen der wichtigsten Keramikformen, die die Grundlage der Datierung sind. In diesem Abschnitt werden auch keramische Sonderfunde wie Spinnwirtel und eine Tonmarke in Wort und Bild behandelt. Abgeschlossen wird dieses Kapitel mit einer Datierung der Keramik und damit der Siedlung. Die Gründung Krummensees erfolgte gegen Ende des 12. Jahrhunderts und sie wurde um das Jahr 1300 wieder aufgegeben. Bei dieser Datierung stützt sich Gehrman auf die Aussagen der zurzeit profundesten Kenner mittelalterlicher slawischer und deutscher Keramik wie Felix Biermann, Jens Henker und Eberhard Kirsch.

Ein weiteres Kapitel behandelt die Metallfunde, geordnet nach Verwendungszweck und Material. Geräte aus Bronze und Eisen werden einzeln aufgeführt und auf farbigen Fotos abgebildet, sofern sie nicht schon in den vorhergehenden Abschnitten gezeigt wurden. Auf den Tafeln 8 bis 11 sind alle Metallfunde noch einmal zeichnerisch dargestellt.

Ein letzter kurzer Abschnitt stellt die archäologischen Befunde und Funde der vormittelalterlichen Zeit vor. Von den bronzezeitlichen Befunden wurden nur wenige ausgegraben, so dass eine Aussage zur Datierung dieses Zeitabschnittes vage bleiben muss. Unter der geborgenen Keramik finden sich Hinweise auf den Übergang von der Mittel- zur Jungbronzezeit, aber auch auf die jungbronzezeitliche Spindlersfelder Gruppe. Es werden weiterhin die Silexfunde aus dem Meso- und Neolithikum vorgestellt, von denen einige auf der letzten Tafel des Tafelteils zu sehen sind. Auch hier zog Gehrman Kenner des Materials des jeweiligen Zeitabschnittes, wie Karin Wagner und Heinz Haase, zu Rate.

Das letzte Kapitel fasst noch einmal alle Befunde und deren Interpretation sowie die Datierung der Siedlung zusammen. Gehrman verweist vor allem darauf, dass maximal 10 Prozent der zu vermutenden ehemaligen Dorffläche ausgegraben wurde und damit die Auswertung erheblich erschwert ist. Er tastet sich in seiner Auswertung zurückhaltend an die Interpretation der Befunde heran und vergleicht seine Erkenntnisse mit den Aussagen der damaligen Archäologen. Es ist der geringen Größe der Ausgrabungsfläche geschuldet, dass viele Fragen offen bleiben müssen, so nach einer eventuellen Befestigung der Siedlung sowie nach der Funktion der gefundenen Herde und Öfen. Trotzdem gelingt es Gehrman, aus dem vorliegenden Material einige wichtige Aussagen über diese Siedlung zu treffen, nicht zuletzt zur Datierung. Weiterhin können mehrere Hausgrundrisse und Ofenanlagen rekonstruiert werden. Insbesondere durch Grabungsergebnisse im Uferbereich in der Fläche 1 kann der Autor auf die Folgen der mittelalterlichen Siedlungstätigkeit verweisen. Er

vermutet, dass die Rodung im Umfeld der Siedlung die Bodenerosion förderte, was letztlich zur Aufgabe der Siedlung geführt haben könnte.

Kritisch anzumerken ist, dass Gehrmann nicht näher auf einige Befunde und Funde eingeht, die der Interpretation der Siedlung durchaus eine andere Gewichtung gegeben hätten. Die Gussreste sowie die Schlacke- und Eisenfunde weisen auf eine handwerkliche Tätigkeit im Bereich der Eisenherstellung und -verarbeitung hin. In den vergangenen Jahren haben sich bei Ausgrabungen in den ehemaligen mittelalterlichen Dörfern immer wieder Befunde gezeigt, die darauf hinweisen, dass die neugegründeten Dörfer zunächst ihren Bedarf an Eisen durch das in den Niederungen leicht zugängliche Raseneisenerz deckten. Anscheinend hatte die Siedlung Krummensee hier einen handwerklichen Schwerpunkt und es kann vermutet werden, dass die ansässigen Handwerker nicht nur für den Eigenbedarf des Dorfes tätig waren.

Abgeschlossen wird die Arbeit mit dem Katalog- und Tafelteil. Alle Befunde werden nach Nummern sortiert mit Beschreibung und Datierung aufgezählt. Die Befund- und Fundzeichnungen sind von hoher Qualität und wurden von einem der kompetentesten Grabungszeichner, Ralf Scherrer, umgesetzt. Die Fotos der Funde nahm Claudia Klein vom Museum für Vor- und Frühgeschichte auf und Gunnar Nath vom Landesdenkmalamt Berlin setzte die abgebildeten Pläne um. Die Genannten tragen mit ihrer Arbeit erheblich zur hohen visuellen Qualität dieser Monographie bei.

Obwohl einige Aussagen vage bleiben, ist Gehrmanns Arbeit als sehr verdienstvoll anzusehen. Ihm ist es gelungen, aus dem vorgelegten Material die maximalen Erkenntnisse zu gewinnen. So sind die Ergebnisse dieser Ausgrabung nicht verloren gegangen und bieten eine wichtige Ergänzung in der landesgeschichtlichen und archäologischen Forschung zur frühen deutschen Besiedlung des Berliner Raumes im ausgehenden 12. Jahrhundert. Auch hat der Leser ein Stück Berliner Forschungsgeschichte vor sich. Diese Ausgrabung war eine der ersten Untersuchungen, die sich mit dem mittelalterlichen Landesausbau östlich der Elbe auseinandersetzte. Sie war damit ein Vorläufer der Untersuchungen am Machnower Krümmen Fenn oder den zahlreichen Berliner Innenstadtgrabungen, die inzwischen eine erhebliche überregionale Bedeutung gewonnen haben.

Uwe Michas

Cordula Greve: Wilhelm Schadow. Werkverzeichnis der Gemälde mit einer Auswahl der dazugehörigen Zeichnungen und Druckgraphiken. Hg. von Bettina Baumgärtel und Hans Paffrath. Petersberg: Michael Imhof Verlag, 2017. 384 S., 287 Abb.

Gewissenhaft erarbeitete Werkverzeichnisse bedeutender Künstler gehören immer noch zu den wichtigsten Aufgaben der Kunstgeschichtsforschung. Ein solches legt nun Cordula Greve als Frucht einer mehr als zwanzigjährigen Beschäftigung mit Wilhelm Schadow vor, dessen Hauptverdienst es ist, als Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie von 1826 bis 1859 der Malerschule dieser Stadt in der Mitte des 19. Jahrhunderts Weltgeltung verschafft zu haben. Das belegt nicht nur der Export Düsseldorfer Gemälde, sondern auch die Anziehungskraft der Akademie für ausländische Studenten, vor allem aus den skandinavischen Ländern und den U.S.A. 1836 kam ein Sechstel der 254 Studenten aus dem Ausland. Auch zahlreiche Studenten der Berliner Akademie wanderten nach Düsseldorf ab.

Das von Bettina Baumgärtel, der standhaften Leiterin der Gemäldegalerie im Museum Kunstpalast, Düsseldorf, und Hans Paffrath, Inhaber der um die Pflege der älteren Düsseldorfer Kunst bemühten Galerie Paffrath, unterzeichnete Vorwort wirft ein Schlaglicht auf die heutigen Machtverhältnisse in der Landeshauptstadt. Hier heißt es: „Fünfzehn Jahre ist es her, daß die Autorin den Kontakt zur Leiterin der Gemäldegalerie im Museum Kunstpalast aufnahm und gemeinsam Pläne zur Herausgabe eines Schadow-Werkverzeichnisses entwickelte, die, als die neu gegründete Stiftung museum kunst palast [so damals der Dekonstruktion verheißende neue Name des Hauses. B.-S.] ihren Schwerpunkt auf zeitgenössische Kunst legte, erst einmal auf Eis gelegt werden mußten. Erst durch die Kooperation mit der Galerie Paffrath und die damit verbundene personelle und finanzielle Ausstattung konnten diese Pläne endlich verwirklicht werden. Anlaß ist das 150-jährige Jubiläum der

Galerie Paffrath, die mit der Herausgabe nicht nur ihr langjähriges Bestehen würdig feiern, sondern vor allem der Öffentlichkeit ein angemessenes Geschenk überreichen möchte.“ Nicht nur der Text, auch die Qualität der Abbildungen und die Gestaltung des Bandes erfüllen diesen Zweck vollständig. Bemerkenswert ist, daß eine Kunsthandlung in generöser Weise eine Aufgabe übernimmt, die eigentlich Pflicht des Museums ist.

Damit wird gegen den Strom geschwommen, denn Wilhelm Schadow, dessen Verdienste bei der Etablierung der Düsseldorfer Malerschule durchaus anerkannt werden, gehört nicht zu den Künstlern, die sich als Wegbereiter der Moderne – heute die höchste zu vergebende Auszeichnung – interpretieren lassen. Vielmehr galt schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sein persönlicher Weg Vielen als eine Sackgasse. In der großen Berliner Jahrhundert-Ausstellung deutscher Kunst von 1906 mit über 2000 Gemälden und Skulpturen, in der die Leistung der Zeit von 1775 bis 1875 völlig neu bewertet wurde, war Schadow nur mit dem Porträt der Gabriele von Humboldt von 1817 vertreten. Zu seinem hundertsten Todestag 1962 hatte es noch in Düsseldorf eine Gedächtnisausstellung unter der Federführung von Irene Markowitz, der hervorragenden Kennerin der Düsseldorfer Kunst, gegeben und Heinz Peters hatte, allerdings an etwas entlegener Stelle, in den Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, eine ausführliche, heute noch gültige Beurteilung seiner Kunst veröffentlicht. Würdigungen dieser Art gab es später nicht mehr, bis seit 1998 zahlreiche Aufsätze von Cordula Greve zu ihrem Thema erschienen.

Nun hat die Autorin nach einem knappen Überblick über die Biographie ihre ganzen aus gründlichem Studium der Werke, der Quellen und der umfangreichen Literatur gewonnenen Erkenntnisse in dem mit musterhafter Gründlichkeit verfaßten Buch niedergelegt. Das an die tausend Titel umfassende Literaturverzeichnis belegt die imponierende Leseleistung. Ergiebig sind nicht zuletzt die zeitgenössischen Äußerungen für verlorene Werke, besonders Ausstellungsbesprechungen. Eine Fähigkeit genauen, Nuancen aufspürenden Sehens verbindet sich mit dem Verständnis gestalterischer Absichten, umfassender Kenntnis der geistesgeschichtlichen Strömungen und Verwerfungen in der unruhigen ersten Jahrhunderthälfte und einem großen Einfühlungsvermögen in eine nicht einfache Künstlerseele. Sympathie für den Maler, die zu teilen nicht jedem möglich ist, war der Treibstoff für ein so intensives Arbeiten.

Dem Sohn eines doch wohl größeren Vaters fehlte es an der mühelosen Selbstverständlichkeit des Produzierens, die er durch Anstrengung ausgleichen mußte. Bezeichnend ist der Eindruck, den die Malerin Louise Seidler 1819 in Rom von ihm gewann, als sie ihm bei der Untermalung eines Porträts behilflich war: „Er war rastlos fleißig, aber unter unaufhörlichem Seufzen und Stöhnen, und marterte sich beim Schaffen wahrhaft ab. Die Arbeit sagte mir in keiner Weise zu; dennoch nahm ich sie an, um dem wackeren Künstler einen Dienst zu erweisen; aber froh war ich doch, als die unheimlichen Arbeitstage bei Schadow vorüber waren, denn dieser legte oft über die geringfügigsten Kleinigkeiten eine aufbrausende Heftigkeit an den Tag.“

Die Verfasserin hat, was überrascht, aber bei den 160 Nummern des Kataloges durchaus sinnvoll ist, eine Unterteilung in „Historien“, zu denen auch Allegorien gezählt werden, und „Bildnisse“ vorgenommen. In jeder dieser beiden Untergruppen sind die Werke chronologisch geordnet und ermöglichen so als zusammenhängende Lektüre einen Einblick in den Werdegang des Künstlers gleichsam auf zwei parallel verlaufenden Gleisen. Von den Nazarenern, denen der 1814 zum Katholizismus übergetretene Schadow zugerechnet werden muß, unterscheidet er sich grundlegend, weil die Bildnismalerei als gesellschaftliche Erdung seiner Kunst mit 94 Arbeiten ein quantitatives Übergewicht gegenüber den 66 „Historien“ besitzt, diesen aber wegen ihrer fast durchweg religiösen Mission in den Augen des Malers die weitaus größere Bedeutung zukommt. Um die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Entwicklung Schadows als Maler von Historien und Allegorien sowie von Bildnissen zu konzentrieren, hat sie die Katalogisierung der bisweilen zahlreichen Vorarbeiten, Angaben zur Provenienz, zum Standort und zur Literatur in einem „Verzeichnis aller Werke“ vorgenommen. Von den 160 eigenhändigen oder größtenteils eigenhändigen Werken sind 79, also ziemlich genau die Hälfte, nicht oder zur Zeit nicht nachweisbar. Zerstört sind mindestens zehn Werke, darunter fünf Altarbilder und alle drei für die Familie von Humboldt gemalten Porträts. (Das Porträt der

Caroline von Humboldt ist nicht seit 1945 verschollen, sondern 1931 beim Brand des Glaspalastes in München vernichtet worden.) Von vielen verlorenen Bildern existieren keine Abbildungen. Bei dem in öffentlichem Besitz Bewahrten stehen manche Werke im Depot, so in Potsdam das 1846–1848 gemalte, mit 452 x 335 cm größte Gemälde Schadows „Fons Vitae“. Vermißt wird in der sonst so gründlichen Arbeit eine Aufstellung der nach Meinung der Verfasserin irrtümlich zugeschriebenen Werke. Es fehlen auch die bei Boetticher, „Malerwerke des Neunzehnten Jahrhunderts“, als Nr. 65–67 im Berliner Schloß aufgeführten Bildnisse des Herzogs und der Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, der Eltern der Königin Luise, sowie der Königin Elisabeth von Preußen.

Für das vom 17. Jahrhundert an bis in unsere Tage andauernde Spannungsverhältnis zwischen dem Rheinland und Brandenburg-Preußen mit Berlin als Kraftzentrum ist auf dem Feld der Kunst die Konkurrenz der Berliner und der Düsseldorfer Akademie ein besonders bemerkenswertes Faktum, weil zwischen 1826 und 1850 an der Spitze der Akademien der von der Aufklärung geprägte Johann Gottfried Schadow und sein zum Katholizismus konvertierter Sohn Wilhelm standen. Das ergab ein Wechselspiel von Differenzen und Übereinstimmungen. Auch unter diesem Aspekt ist das Buch von Cordula Greve zu sehen und zu würdigen.

Helmut Börsch-Supan

Handbuch Landesgeschichte. Hg. von Werner Freitag/Michael Kißener/Christine Reinle/Sabine Ullmann. Berlin/Boston: DeGruyter 2018. 706 S., 43 teils farb. Abb.

Lediglich anzuzeigen ist hier das kurz vor Redaktionsschluss eingetroffene Handbuch Landesgeschichte. Eine ausführliche Besprechung folgt im JBLG 70 (2019).

Teil I ist dem Fach Landesgeschichte in übergeordnetem Sinne gewidmet – es geht um „Profile und Kontexte“. Zu verzeichnen sind Beiträge von Werner Freitag: Zur Geschichte des Faches (S. 3–23); Bernhard Löffler: Meisterbilder. Historische Bildforschung und Landesgeschichte (S. 24–55); Christine Reinle: ‚Meistererzählungen‘ und Erinnerungsorte zwischen Landes- und Nationalgeschichte. Überlegungen anhand ausgewählter Beispiele (S. 56–71); Werner Freitag: Begriffe, Theorien und Methoden in der Praxis des Landeshistorikers (S. 72–88); Lukas Clemens: Landesgeschichte und Archäologie (S. 89–101); Andreas Rutz: Landesgeschichte in Europa. Traditionen – Institutionen – Perspektiven (S. 102–125).

In Teil II geht es um „Themenfelder und historische Räume“. In der Unterabteilung „Epochenzerschnitte und Transferprozesse“ berichten Werner Freitag und Regina Schäfer über: Das ‚lange‘ 15. Jahrhundert: Westfalen/Kurmainz und der Mittelrheinraum (S. 129–165) sowie Stefan Gerber und Walter Rummel über: Das Napoleonische Jahrzehnt: Mitteldeutschland/Linksrheinisches Deutschland (S. 166–198). Es folgen „Herrschaftsräume in Mittelalter und Neuzeit“ mit Kurt Andermann und Dieter J. Weiß: Territoriale Herrschaftsbildung und ihre Grenzen: Kurpfalz/Bayern (S. 201–235); Monika Storm und Sabine Ullmann: Das Land in seinen Beziehungen zu Reich und Nation: Der Mittelrhein/Schwaben (S. 236–267); Michael Hecht und Britta Kägler: Dynastien und Hochadel: Die anhaltischen Askanier/Die bayerischen Wittelsbacher (S. 268–302); Oliver Auge und Joachim Schneider: Der Niederadel: Schleswig Holstein/Franken (S. 303–334); Sabine Holtz und Uwe Schirmer: Landstände und Parlamentarismus: Württemberg/Sachsen und Thüringen (S. 335–369). Im Abschnitt „Sozial- und Wirtschaftsräume“ finden sich folgende Beiträge: Rolf Kießling und Wilfried Reininghaus: Wirtschaftslandschaften und (De)Industrialisierung: Oberschwaben/Das Ruhrgebiet (S. 373–406); Marita Klaus und Ulrich Niggemann: Migration und Minderheiten in Mittelalter und Neuzeit: Bayern, Franken und Schwaben/Brandenburg (S. 407–442); Enno Bünz und Gabriel Zeilinger: Städtelandschaften in Mittelalter und früherer Neuzeit: Sachsen/Das Elsass (S. 442–469); Sigrid Hirbodian und Martina Schattkowsky: Ländliche Gesellschaft in Mittelalter und Neuzeit: Der Mittelrhein und die Pfalz/Sachsen (S. 470–499). Die Unterabteilung „Kirche und Religion: administrative und räumliche Zugriffe“ bietet Stephan Laux und Christine Reinle: Reformation als Zäsur? Landesherr, Kirche und religiöse Praxis (ca. 1450–1550): Das Kurfürstentum Köln (rheinisches Erzstift)/Die Landgrafschaft Hessen (S. 503–545); Helmut Flachenecker und Stefan

Petersen: Kirche vor Ort: Pfarrei, Kloster und Stift im Mittelalter und im Zeitalter der Reformation: Franken/Das Bistum Ratzeburg (S. 546–577); Ralf-Peter Fuchs und Arnd Reitemeier: Konfession und Raum: Die klevisch-geldrische Region im Rhein-Maas-Raum/Das Fürstentum Braunschweig-Lüneburg (S. 578–610). Im letzten Teil „Diktatur und Identitätskonstruktionen“ finden sich zwei Aufsätze von Michael Kißener und Michael Ruck: Die Erforschung des Nationalsozialismus aus landesgeschichtlicher Sicht: Baden/Schleswig-Holstein (S. 613–645) sowie Winfried Müller und Martina Steber: ‚Heimat‘. Region und Identitätskonstruktionen im 19. und 20. Jahrhundert: Sachsen/Bayerisches Schwaben (S. 646–676). Abgeschlossen wird der Band durch ein Register der Orte, Städte, Regionen und europäischen Länder.

Ines Garlisch

Knut Hirschfeld: Ein brandenburgischer Kreis auf dem Weg in die braune Diktatur. Anfänge und Aufstieg der NSDAP in der nördlichen Uckermark 1926/27 bis 1933 und Prenzlau linke Nazis. Prenzlau: Selbstverlag 2017. 237 S., 56 Abb. (= Arbeiten des Uckermärkischen Geschichtsvereins zu Prenzlau e.V., Band 11)

„Das haben wir nicht gewollt!“ Die nationalsozialistische Machtergreifung in einer Kleinstadt 1930–1935“, so hieß der Titel eines Buches, das der amerikanische Historiker William Sheridan Allen Mitte der 1960er veröffentlichte. Damals blieb der Name der Stadt noch anonym – allerdings wurde rasch bekannt, dass es sich um Northeim im Harz handelte –, weil der Autor seine Arbeit exemplarisch verstand und nicht die damals Verantwortlichen persönlich nennen wollte. Seither sind zahlreiche Lokalstudien zu Aufstieg und Herrschaft des Nationalsozialismus geschrieben worden, zumal mit der Alltagsgeschichte sich der Blick auf die konkreten Verhältnisse vor Ort richtete. Dennoch lassen sich die Ergebnisse dieser Vielzahl an Büchern nicht einfach verallgemeinern; es bleibt Forschungsbedarf, insbesondere weil die Einwohnerinnen und Einwohner heute über die nationalsozialistische Vergangenheit ihres Ortes, ihrer Region Bescheid wissen wollen. In den meisten Fällen sind es nicht universitäre Historiker, die solche Studien schreiben, sondern historisch interessierte Menschen vor Ort selbst, die sich für die Geschichte ihrer Stadt engagieren. So auch hier: Knut Hirschfeld, Jahrgang 1962, als Diplomökonom in der DDR ausgebildet, seit 1989 als Wirtschaftsberater und kaufmännischer Mitarbeiter tätig, dessen Ehefrau einen Großvater hatte, der vom NS-Regime verfolgt wurde und 1944 an den erlittenen Misshandlungen gestorben ist, hat umfangreiche Recherchen unternommen, um die Anfänge und den Aufstieg der Nationalsozialisten im Altkreis Prenzlau, also unter Einschluss des Gebiets um Strasburg, zu untersuchen.

Etliche Quellen wurden von den Nationalsozialisten in den letzten Kriegswochen vernichtet beziehungsweise von der Roten Armee erbeutet und nach Moskau gebracht, wo sie bis heute nicht zur Benutzung freigegeben sind, viele andere Dokumente waren bis 1989 für DDR-Bürgerinnen und -Bürger nicht zugänglich. Für seine Forschungen konnte Knut Hirschfeld nun auf die Bestände im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde und im Brandenburgischen Landesarchiv in Potsdam-Golm zurückgreifen. Darüber hinaus hat er umfangreich die lokale und nationalsozialistische Presse ausgewertet.

Nicht zufällig entstanden erste NSDAP-Ortsgruppen in Strasburg und Prenzlau bereits in den Jahren 1926/27, da zwar diese Zeit als wirtschaftliche Konsolidierungsphase der Weimarer Republik gilt, die ökonomische Not jedoch auf dem Land nach wie vor anhielt. Akribisch zeichnet Hirschfeld nach, wie sich die Ortsgruppen konstituieren, wieviele Mitglieder sie besaßen und wie sie versuchten, politischen Einfluss zu gewinnen. Vor allem mit öffentlichen Versammlungen machten sie auf sich aufmerksam, zu denen, so die Ankündigungen klipp und klar, Juden keinen Zutritt hatten. Attraktivität gewannen diese Abende nicht zuletzt dadurch, dass auch Tonfilme gezeigt wurden. Man kann diese Bemühungen der NSDAP, gerade in der Provinz präsent zu sein, nicht unterschätzen. Mit einer Vielzahl eigens ausgebildeter Redner waren die Nationalsozialisten anderen Parteien weit voraus und erlangten so das Image, sich um die Belange der kleinen Leute zu kümmern. Das zahlte sich in den Wahlergebnissen aus. Bereits bei der Reichstagswahl im September 1930 erhielt die NSDAP in

Strasburg 25,4 Prozent, sieben Prozentpunkte mehr als im Reichsdurchschnitt, in Prenzlau wurde sie schon damals deutlich stärkste Partei.

Was die Studie von Knut Hirschfeld besonders interessant macht, ist die Tatsache, dass Prenzlau ein Stützpunkt der Gruppe um Otto Strasser war, also jenes Flügels der NSDAP, der sich antikapitalistisch verstand und gegen die Politik der Münchener Parteiführung unter Hitler opponierte. In seltener Weise erfahren wir etwas über die Aktivitäten dieser Gruppe, die 1930 in der innerparteilichen Auseinandersetzung unterlag, vor Ort, wer ihr angehörte und wie sie systematisch aus der Partei ausgegliedert wurde.

Knut Hirschfeld hat eine ungemein kenntnisreiche und detaillierte Studie geschrieben, die zweifelsohne einen Meilenstein der regionalen Geschichtsforschung darstellt. Gerade deshalb hätte man sich gewünscht, dass er seine Forschungsergebnisse stärker in den Kontext anderer Lokalstudien stellt, um die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Entwicklung in Prenzlau mit anderen Regionen herauszuarbeiten. Aber die Grundlage für einen solchen Vergleich hat er mit seiner Studie bestens gelegt.

Michael Wildt

Susanne Kiewitz: Treffpunkt der Nobelpreisträger. Das Harnack-Haus in Berlin-Dahlem, hg. von der Max-Planck-Gesellschaft. Berlin: Jaron Verlag, 2016. 152 S., zahlr. Abb.

Das vorliegende Bändchen zur Foyer-Ausstellung des 1929 auf den Feldern der Domäne Dahlem errichteten Harnack-Hauses der Kaiser-Wilhelm- / Max-Planck-Gesellschaft stellt nur eine kleine, aber illustre Auswahl der im Gästebuch dokumentierten Besucher vor. Es waren auch keineswegs nur Nobelpreisträger, die sich hier im Casino- und Hörsaalgebäude trafen, sondern auch viele ganz gewöhnliche Mitarbeiter aus den umliegenden Instituten und die politische Führungselite der Weimarer Republik bzw. des „Dritten Reiches“, schließlich Offiziere der Berlin Brigade der US-Army im Kalten Krieg. So entpuppt sich der Titel „Treffpunkt der Nobelpreisträger“ als werbewirksame Verlagsidee, erklärt aber nicht die Auswahlkriterien. Namentlich bekannt sind sie größtenteils seit 1996, als die Max-Planck-Gesellschaft schon einmal das Harnack-Haus in ihren „Berichten und Mitteilungen“ (184 S.) präsentierte, und es auch in ihren Spaziergängen durch „Dahlem – Domäne der Wissenschaft“ in immerhin fünf Auflagen vorstellte (zuletzt 2009, S. 57ff., im Literaturverzeichnis von Kiewitz irreführend unter „Beck, Lorenz Hrsg.“ gestellt) bzw. in ihren von Reinhard Rürup herausgegebenen „Denkorten“ (2011, S. 184ff.).

Da dies alles nachschlagbar ist, konnte auch Susanne Kiewitz, Mitarbeiterin der Berliner Pressestelle der Max-Planck-Gesellschaft, auf den ersten knapp 50 Seiten „zur Geschichte des Ortes“ aus dem Vollen schöpfen bzw. kaum etwas Neues bieten, eher noch auf den biographischen Folgeseiten (S. 49–140): Wenden wir uns daher dem Namenspatron des Hauses zu, nämlich Adolf v. Harnack (S. 50–59). Hier vermisst man eine Auseinandersetzung mit Jost Lemmerichs aktueller These („Politik und Werbung“, Berlin 2015, vgl. Rez. in diesem Jahrbuch 66, 2015, S. 271f.), daß das nach Harnack benannte Haus womöglich dem Begegnungsmodell der vom selben Architekten „Carlo“ Sattler errichteten Elmau nachempfunden sei, zumal dort Harnack einst Gast von Johannes Müller war (und nicht erst die G-7 Leute!), wo er sich im „Schloß“ des Protestanten Müller in den bayerischen Alpen erholte und diesem zum Ehrendoktor der Berliner Universität verhalf (notabene besaß das Harnack-Haus selbst ein Joh.-Müller-Appartement).

Beschäftigen wir uns aber statt Harnacks mit dem Namenspatron der – nach dem 2. Weltkrieg umbenannten – Max-Planck-Gesellschaft, also mit Max Planck selbst (S. 94–101), ehemals Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1930–37, so fehlt hier einmal der Hinweis auf dessen verunglückte Hitler-Audienz (2.5.1933), in der der Reichskanzler den „armen Wirrkopf“ dazu zwang, sich zu verabschieden. Es fehlt zum anderen – und weit naheliegender – jeder Hinweis auf die von Planck trotz des behördlichen Verbots veranstaltete Gedächtnisfeier (29.1.1935) für den Juden Fritz Haber im Harnack-Haus, der 1933 unter Protest gegen die NS-Rassegesetze als Direktor seines Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie zurücktrat (vgl. Acta historica

Leopoldina 55, 2010, S. 51–74) – beide Ereignisse wären bestens geeignet, Plancks gespanntes Verhältnis zu den braunen Machthabern zu illustrieren.

Analysieren wir noch den Essay von Susanne Kiewitz über Plancks ehemalige Assistentin an der Berliner Universität, Lise Meitner (S. 86–93), die nachmals jahrzehntlang kollegial mit Otto Hahn am Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie kooperierte: Es ist schon erstaunlich, daß hier wieder einmal behauptet wird, daß sie „einen Anteil“ an der „Entdeckung“ der Kernspaltung gehabt hätte (S. 86, 93). Daran konnte sie gar keinen Anteil haben, zumal sie im Sommer 1938 als Jüdin aus Berlin fliehen mußte und im Dezember 1938 längst im schwedischen Exil lebte, als Hahn und Straßmann ihre folgenreichen Experimente machten. Richtig ist nur, daß Lise Meitner an ihrer Deutung (!) einen Anteil hatte, nicht aber an ihrer chemischen Entdeckung, als sie nämlich Hahn bestätigte, daß der Urankern, – wie von diesem schon vermutet – „zerplatzt“ sei und zusammen mit ihrem Neffen Otto Robert Frisch eine physikalische Erklärung dafür fand.

Schmerzlich vermißt werden andere Dahlemer Nobelpreisträger, wie z.B. Fritz Haber selbst oder Peter Debye als Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik, das er – am Gebäude in der Boltzmannstraße 20 noch heute gut sichtbar – sein „Max-Planck-Institut“ nannte, lange bevor sich rund 80 weitere Institute dieser Gesellschaft für Grundlagenforschung so nannten.

Erfreulich ist das Archivalienverzeichnis von Susanne Kiewitz, das sich auch ein weiteres Buch über den „Club der Nobelpreisträger“ von Michael Kröher (2017) sparen zu können glaubt, doch Anmerkungen kennen beide Autoren nicht. Das Literaturverzeichnis ist verständlicherweise lückenhaft, doch verweise ich nur zur Ergänzung ihres Essays über „Arvid Harnack / Mildred Fish-Harnack, im Kampf um Hitler“ (S. 120–129) noch auf den Zeitzeugen Hans Coppi und seinen wichtigen Beitrag über „Mildred Harnack – eine Amerikanerin in Berlin“, erschienen in: Dahlemer Archivgespräche 9 (2003), S. 77–101.

Und noch ein Hinweis: Zur schnelleren Information über das Harnack-Haus könnte auch die an versteckter Stelle gedruckte Übersicht des Rezensenten im Zehlendorfer Heimatbrief 38 (1995), Nr. 2, S. 10–12 dienen: „Vom Hotel der Gelehrten zum Offizierskasino der Amerikaner“ (1929–1994); es ist der im Archiv der Max-Planck-Gesellschaft dokumentierte Text einer sogenannten Dinner-Speech zur Information der Senatoren der Max-Planck-Gesellschaft, die im Frühjahr 1994 erstmals nach dem Abzug der Amerikaner ihr „Erbstück“ aus den Zeiten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft besichtigten. Spätere Auflagen werden zeigen, inwieweit unsere Hinweise hilfreich waren. *Eckart Henning*

Mittelalterliche Architektur in Polen. Romanische und gotische Architektur zwischen Oder und Weichsel, hg. von Christofer Herrmann, Dethard von Winterfeld. Petersberg: Michael Imhof Verlag 2015. 2 Bände, 1136 S., 1609 Farbabb.

Prominent und schwergewichtig kommen diese beiden mit farbigen Abbildungen und zahlreichen Grundrissen¹ reich bebilderten Bände eines Handbuches daher, das wie die Herausgeber in ihrer Einführung betonen, die erste „grundlegende und systematische Darstellung der mittelalterlichen Architektur auf dem Gebiet des heutigen Polen in deutscher (bzw. in einer westlichen) Sprache“ ist. Der heute in seinen Konturen scharf abgegrenzte Untersuchungsraum umfasst eine ganze Reihe disparater Architekturentwicklungen, die aus der „Durchdringung und Konfrontation“ unterschiedlicher Einflüsse hervorgingen, welche die Herausgeber als unterschiedlich gewachsene „Architekturlandschaften“ beschreiben. Und so birgt diese Publikation in einer Zeit zunehmender nationaler Populismen in Polen wie in Deutschland gleichermaßen auch ein zentrales kulturelles Anliegen, das sich in der im Vorwort der Publikation geäußerten Hoffnung ausdrückt, „dass die Denkmäler eine Brücke zwischen beiden Völkern bilden“ mögen. Schließlich zeigt das vorgelegte Material archi-

¹ Bei den farbigen Baualtersplänen würde man sich die Legende jeweils am Grundriss und nicht nur in der Einführung wünschen.

tekturhistorische Prozesse auf, die nicht zuletzt europäische Dimensionen bezeugen. So wirken die Einflüsse der französischen Kathedralgotik bis nach Osteuropa, lassen sich in der Verbreitung des Backsteinbaus und seines charakteristischen Dekors Migrationsprozesse von Handwerkern und Bauleuten erkennen, auf deren Grundlage eigenständige und innovative Architekturentwicklungen möglich wurden.

Das vorliegende Werk umfasst den umfangreichen Denkmalbestand an Sakralbauten, Burgen, Stadtbefestigungen und prominenten Profanbauten wie beispielsweise Rathäuser und erschließt diese nach Themengruppen und Regionen. Einer historischen Einführung folgt eine dichte Darstellung der vor- und hochromanischen Architektur und ihrer Vorbilder, die durch Isometrien und Rekonstruktionen einstiger Zustände eine hohe Anschaulichkeit erhalten. Deutlich wird dadurch etwa das vergleichsweise späte Auftreten romanischer Dekorationsformen und des Gewölbebaus.

Daran anschließend werden einzelne Orden wie Zisterzienser und Bettelorden in Überblicksdarstellungen als Protagonisten bzw. Initiatoren von Architektur und Architekturtraditionen behandelt.

Die Untersuchung der spätromanischen und gotischen Architektur erfolgt schließlich mit Blick auf die einzelnen Regionen Großpolen, Kleinpolen, Masowien, Schlesien sowie Hinterpommern und Neumark. Neben den in Hau-, Bruch- und Backstein errichteten mittelalterlichen Sakral- und Profanbauten haben sich im Untersuchungsgebiet auch bedeutende Beispiele hölzerner Kirchenbauten erhalten, denen ein eigener Beitrag gewidmet ist. Die Beiträge sind gekennzeichnet durch die Einbeziehung des aktuellen Forschungsstandes und jüngerer dendrochronologischer Untersuchungen, doch würde man sich bei einigen Einzeldarstellungen eine stärkere historische Einbettung wünschen.

Die Herausgeber Christofer Herrmann, ausgewiesener Kenner mittelalterlicher Architektur Nordosteuropas², der schon einige Zeit in Olsztyn und Gdańsk forscht und lehrt und Dethard von Winterfeld, der langjährige Inhaber eines schulbildenden Lehrstuhls an der Mainzer Gutenberg-Universität und Mitinitiator des deutsch-polnischen Arbeitskreises für Kunstgeschichte, haben einen großen Teil der Themenschwerpunkte selbst bearbeitet und für andere Abschnitte kompetente Autoren gewonnen wie den Mediävisten Udo Arnold, Jarosław Jarzewicz, der sich intensiv mit der mittelalterlichen Architektur der ehemals brandenburgischen Region Neumark beschäftigte, zu der er bereits im Jahr 2000 eine kenntnisreiche Arbeit vorlegte, Alexander Konieczny, Jacek Kowalski und nicht zuletzt Marek Ober. Schließlich enthält der zweite Band auch einen Beitrag des 2010 verstorbenen Architekturhistorikers und ehemaligen polnischen Generaldenkmalpflegers Andrzej Tomaszewski, der sich sehr um die deutsch-polnische Zusammenarbeit verdient gemacht hat und dem die Herausgeber die vorliegende Publikation widmen. Auf dieser Basis entstand eine grundlegende Arbeit, die in ihrer Geschlossenheit und Systematik sowie in der Vielseitigkeit der untersuchten Aspekte überzeugt und an der sich künftige Publikationen zu diesem Thema messen lassen müssen. Zudem wird ein direkter Vergleich der unterschiedlichen Architekturlandschaften unseres Nachbarlandes möglich und zugleich ihre Entstehung veranschaulicht, ein Prozess der in seiner Vernetzung mit den Nachbarregionen nicht zuletzt auch ein europäischer ist.

Dirk Schumann

Reformation in Brandenburg. Verlauf, Akteure, Deutungen. Hg. von Frank Göse unter Mitarb. von Felix Engel. Berlin: Lukas Verlag, 2017. 344 S., Abb. (= Schriften der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg, N.F. Bd. 8).

Die Auswirkungen der Reformation in der Mark Brandenburg aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten, war Anliegen einer im Herbst 2016 im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Potsdam veranstalteten Tagung der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg e.V. in Kooperation mit dem Historischen Institut der Universität Potsdam. Ergänzt um weitere Beiträge, erschien dazu im Sommer 2017 ein Tagungsband.

² Unter den zahlreichen Publikation ist vor allem zu nennen: Christofer Herrmann: *Mittelalterliche Architektur im Preußenland*. Petersberg 2007.

Auf die den Forschungsstand zusammenfassende Einleitung des Herausgebers folgt der Beitrag von Alexander Querengässer, der die Integration der Bistümer in die jeweiligen Herrschaftsverbände der Hohenzollern und Wettiner vergleicht. Während den Wettinern die Einbindung der Stiftsgebiete der Bistümer Merseburg, Naumburg-Zeitz und Meißen nicht gelang, verstanden es die Hohenzollern, die brandenburgischen Bistümer Brandenburg, Havelberg und Lebus in Gänze territorial und politisch unter ihre Herrschaft zu bekommen. So bildete sich ein „homogen strukturierter Staat“ heraus, der letztlich auch zu einer europäischen Großmacht aufsteigen konnte. Gleichzeitig mahnt Querengässer, das Verhalten der märkischen Bischöfe nicht vorschnell als landsässig zu betrachten. Sich als dem Kurfürsten unterstehend zu bezeichnen, könne auch z.B. finanziellen Erwägungen geschuldet sein.

Mit der *Via-media*-These einerseits und dem Topos „Stille Reformation“ andererseits setzt sich Andreas Stegmann kritisch auseinander. Noch vor einigen Jahren diagnostizierte die landesgeschichtliche Forschung das Verhalten Joachims II. als Mittelweg zwischen Reformkatholizismus und lutherischer Reformation. Stegmann setzt dem entgegen, dass der Kurfürst auf Grund von außenpolitischen Erwägungen sehr geschickt zwischen dem protestantischen und dem katholischen Lager taktieren musste. Auch sei nicht entscheidend, ob katholische Elemente, wie das Fronleichnamfest, noch in der ersten reformatorischen Kirchenordnung von 1540 enthalten waren, sondern welches Gottesdienstverständnis dieser Ordnung zugrunde lag, die Stegmann zu Recht als genuin protestantisch charakterisiert. Er plädiert dafür, den reformatorischen Umbruch und die Dynamik der Reformation in Brandenburg nicht unterzubewerten, schließlich weisen auch andere protestantische Territorien eine längere Übergangsphase bei der Einführung der Reformation auf. Wie nachhaltig sich die Reformation in Brandenburg durchsetzen konnte, wird laut Stegmann nicht zuletzt am Scheitern der „Zweiten Reformation“ deutlich, als die brandenburgische Bevölkerung nach dem Bekenntniswechsel ihres Landesherrn zum reformierten Glauben 1613 lutherisch blieb.

Eine große Leistung des Bandes ist, dass die Beiträge z.T. sehr eng aufeinander bezogen sind. So lässt sich beispielsweise der Aufsatz von Mathis Leibetseder zu den protestantischen Netzwerken am kurfürstlichen Hof als Konkretisierung zu Stegmanns Widerlegung der *Via-media*-These verstehen. Leibetseder hebt darin die Bedeutung des dänischen Königspaars hervor, das sich während seines Exils ab 1523 und auch darüber hinaus mehrfach am Hof in Cölln an der Spree aufhielt. Dadurch stärkte es die kleine Gruppe evangelischer Räte im Beraterkreis Joachims I. nachhaltig und generierte ein Netzwerk, in das der Kurprinz und dessen Bruder Johann hineinwuchsen. Die von manchen Biografen Joachims II. als konfessionelle Unentschiedenheit ausgedeuteten katholischen Elemente in dessen Abendmahlsauffassung wendet Leibetseder ins Gegenteil. Sie seien vielmehr ein Beleg für die tiefgreifende protestantische Prägung des jungen Kurprinzen durch die frühe Bekanntschaft mit Luther, als dessen reformatorische Ideen sich noch stärker an den katholischen Ritus anlehnten. Lebhaft in der Forschung diskutiert wird auch die Frage, wo Joachim II. seinen Übertritt zum evangelischen Bekenntnis durch Annahme des Abendmahls in beiderlei Gestalt öffentlich vollzogen habe: Bei einem Gottesdienst im nahen Spandau oder doch in Berlin in der Nähe des Hofes? Leibetseder gibt hier, wie zuvor schon Adolf Laminski, aber gestützt auf weitere, neue Quellenfunde, der unter kurfürstlichem Patronat stehenden Neuen Stiftskirche in Cölln den Vorzug.

Welche Auswirkungen die Reformation auf die Geistlichkeit und die Sakraltopografie der Doppelstadt Berlin-Cölln hatte, skizziert Christiane Schuchard. Im Fokus steht dabei das in unmittelbarer Nähe zum Schloss befindliche Dominikanerkloster in Cölln. Nach Auflösung des Klosters wurde dessen Kirche zur offiziellen Hofkirche unter der Bezeichnung Das Neue Stift zu Cölln an der Spree. Diese Kirche erfüllte nicht nur repräsentative Zwecke, sondern sollte auch von der Bevölkerung zum Gottesdienst besucht werden. Erst die „Zweite Reformation“ brachte das Ende des Stifts und seine Umwandlung in eine Pfarrkirche. Am Beispiel des Hofpredigers Peristerus macht Schuchard deutlich, welche Konflikte um die wenigen gut dotierten Stellen unter den unterschiedlichen lutherischen Strömungen die Reformation begleiteten.

Auf den Nachholbedarf bei der Erforschung der Reformation gerade in den kleineren Mediatstädten der Mark verweist Felix Engel. Während der am alten Glauben festhaltende brandenburgische Landesherr Joachim I. die Mark „als Bollwerk des Katholizismus in Stellung“ brachte, schwand unter

der Stadtbevölkerung die Zahlungsmoral für geistliche Stiftungen. Trotz der auch vielerorts und, wie das Beispiel der Städteordnung von Treuenbrietzen 1525 zeigt, wohl auch handgreiflich geübten Kritik am Klerus, sieht Engel hierin vor allem einen Beleg für die wirtschaftlich angespannte Lage. Wo die Landesherrschaft weniger Zugriff hatte, wie im Herzogtum Crossen, konnte sich auch die lutherische Lehre leichter verbreiten und das mit verdeckter Unterstützung der städtischen Räte. Was aber noch unter dem alten Landesfürsten für die Städte unmöglich schien, nämlich lutherisches Kirchenpersonal einzustellen, glückte vielerorts unmittelbar nach dessen Ableben.

Zu den Verdiensten des Herausgebers gehört es auch, das Augenmerk auf die in der Literatur oftmals ausgeklammerte Neumark zu richten. Gleich zu Beginn seiner Ausführungen macht Christian Gahlbeck deutlich, dass diese Nichtbeachtung vornehmlich aus der Quellenlage resultiert, die für die östlichste Region der brandenburgischen Kernlande sogar noch wesentlich problematischer ist als für die übrige Mark. Dennoch gelingt es dem Autor, ein genaues Bild von der Reformation unter dem Markgrafen Hans von Küstrin (1535–1571) zu zeichnen, die in der Neumark nicht nur eine eigene Entwicklung nahm, sondern auch anderthalb Jahre früher stattfand als in der Kurmark.

Der Band will nicht nur bestehende Forschungslücken schließen helfen, sondern er besticht ebenso durch unterschiedliche methodische Zugangsweisen. Am innovativsten präsentiert sich dabei der Beitrag von Ruth Slenczka. Sie stellt die Frage nach dem „Soundscape“ der Reformation, sensibilisiert also für die akustische Repräsentation von Herrschaft. Indem Kurfürst Joachim II. Städte wie Eberswalde oder Wilsnack dazu verpflichtete, ihm die wertvollsten Glocken ihrer Hauptkirche zu überlassen, um sie dem Geläut der Neuen Stiftskirche zu Berlin einzuverleiben, machte er seinen Anspruch als Landesherr und Herr über das Kirchenregiment zugleich hörbar.

Am Beispiel des Klosters Himmelpfort zeichnet Mario Huth die Auswirkungen der Reformation auf einen Zisterzienserkonvent minutiös nach. Dabei zeigt sich nicht nur, dass die Einführung der Reformation und die damit angestrebte Säkularisierung des klösterlichen Besitzes keineswegs als punktuelles Ereignis verstanden werden darf. Vielmehr vollzog sie sich in Etappen als „sanfter Bruch“ und erfasste dabei nach und nach die einzelnen Segmente des Klosters. Daher lief die Säkularisierung eines märkischen Konvents auch nie nach gleichem Muster ab.

Auf Kontinuitäten im Reformationsgeschehen macht auch der reich bebilderte Beitrag von Rüdiger von Schnurbein am Beispiel der Wiederverwendung sakraler Kunst im Brandenburger Dom aufmerksam. Durch Umrahmen wurde das Bildprogramm spätmittelalterlicher Altäre verändert, so dass es in die lutherische Lehre passte. Liturgische Tücher und Gewänder wurden neu interpretiert und sogar umgeschneidert, um weiterhin nutzbar zu sein.

Der Band schließt mit einer Analyse des Gemäldes, das Titelbild dieser Aufsatzsammlung ist, Carl Röhlings Darstellung der Spandauer Abendmahlsfeier aus dem Jahr 1913. Andreas Stegmann zeichnet hier nicht nur nach, wie der Historienmaler Röhling sein Werk komponierte und welche Quellen er dafür heranzog, sondern fragt auch nach dem heutigen Umgang mit dieser historisch zweifelhaften „Erinnerungskonstruktion“.

Indem der Sammelband einen umfassenden Blick auf die Auswirkungen der Reformation auf Städte, Regionen und einzelne Teile der Gesellschaft in Brandenburg bietet, werden nicht nur alte Forschungsparadigmen aufgebrochen, sondern es wird auch der entscheidende Beitrag sichtbar, der der Mark Brandenburg bei der Etablierung der Reformation im Reich zukommt. *Silke Kamp*

Regesten Kaiser Ludwigs des Bayern (1314–1347) nach Archiven und Bibliotheken geordnet. Herausgegeben von Michael Menzel. Heft 11: Die Urkunden aus den Archiven und Bibliotheken Berlins, Brandenburgs, Mecklenburg-Vorpommerns, Sachsens, Sachsen-Anhalts, Thüringens. Bearbeitet von Doris Bulach, Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag 2018. 418 Seiten

Mit dem 11. Heft der regional geordneten Ludwigsregesten ist nunmehr ein Band erschienen, der die historischen Regionen Nord- und Mittelostdeutschlands umfasst, die in der Regierungszeit Ludwigs eine wichtige Rolle spielten. An erster Stelle ist hier die Mark Brandenburg zu nennen, die

Ludwig seinem minderjährigen Sohn übertrug und damit dieses wichtige Fürstentum im Nordosten des Reiches seiner Dynastie sicherte.

Die Bearbeiterin, Doris Bulach, gibt in ihrer Einleitung konzise Überblicke zu wichtigen Fragestellungen, u.a. zur Politik Ludwigs im Nordosten, zu den Betreffen der Urkunden u.v.a.m., die sich aus der Bearbeitung des Quellenmaterials ergaben. Das Heft umfasst 515 Regesten, von denen 50% auf Originalen, 13% auf Abschriften beruhen. Ein Vollregist wurde erstellt, wenn im Bearbeitungsgebiet das Original oder, sofern es verlorenging, die älteste Überlieferung vorlag. Sind diese außerhalb des Bearbeitungsgebiets überliefert, erscheinen Kurzregesten. 342 Vollregesten, also 66%, und 139 Kurzregesten (27%) sind in diesem Heft zusammengetragen worden. Der damit edierte Urkundenbestand geht weit über die von Johann Friedrich Böhmer zwischen 1839 und 1865 bearbeiteten Urkunden Kaiser Ludwigs des Bayern hinaus, nämlich über 29%. Nicht nur aus diesen Zahlen lässt sich die Bedeutung des Bandes für die brandenburgische Landesgeschichtsforschung ablesen, sondern auch aus inhaltlichen Erwägungen. Unter Ludwig wurden aufgrund seiner persönlichen Abwesenheit bzw. aufgrund der Minderjährigkeit seines Sohnes neue Formen der Herrschaftsorganisation etabliert, nämlich die Beauftragung von Bevollmächtigten. Im Falle der Mark Brandenburg waren das Graf Berthold von Henneberg-Schleusingen, Vogt Heinrich II. Reuß von Plauen und Heinrich X. von Schwarzburg. Dazu gehörte aber auch, wie die Bearbeiterin für den Bearbeitungsraum insgesamt darlegt, der Aufbau enger Beziehungen zum Adel der jeweiligen Regionen. Das zeigt sich bei den Empfängern königlicher bzw. kaiserlicher Diplome, von denen 60% Adelige (vor allem Vertreter des Hochadels) waren. Hingegen spielten die Bischöfe oder Klöster im Nordosten keine größere Rolle in der Politik des Herrschers. Von Einfluss auch auf die Mark Brandenburg dürfte die Praxis der Reichskanzlei zu Zeiten Ludwigs gewesen sein, Urkunden zunehmend in deutscher Sprache zu verfassen, was in der zweiten Hälfte von Ludwigs Regierungszeit auch in den nordöstlichen Reichsteilen immer stärker zur Anwendung kam.

Solche und andere Fragestellungen können mit Hilfe des vorliegenden Bandes gezielt für die Mark Brandenburg untersucht werden. Dazu dient zum einen das ausführliche Register, das – wie das gesamte Heft – in bewährter hoher Qualität erstellt wurde, zum andern kann man zusätzlich das digitale Register nutzen. Der Band ist, das sei abschließend gesagt, eine wichtige und wertvolle Arbeitsgrundlage für die landesgeschichtliche Forschung auch und vor allem über die Geschichte der Mark Brandenburg im 14. Jahrhundert.

Clemens Bergstedt

Arnd Reitemeier: Reformation in Norddeutschland. Gottvertrauen zwischen Fürstenherrschaft und Teufelsfurcht. Göttingen: Wallstein Verlag 2017. 438 S., 5 Abb.

Zum Glück für ein breites Lesepublikum hält der Autor den ersten Satz des zweiten Abschnitts seiner Einführung „Luther predigte niemals in Norddeutschland [...]“ nicht ein. Zum einen bzgl. der von ihm getroffenen Einordnung des norddeutschen Raumes, welchen er zwischen dem „Südharz und der Nord- und Ostsee, Weser und Elbe [...]“ (S. 11f.) verortet, aber dennoch immer wieder auf das städtische sowie erzbischöfliche Magdeburger Gebiet als wichtigen Aktionsraum in der Zeit der Reformation zu sprechen kommt und dabei auch deutlich die angedachte Elblinie überschreitet, somit auch (spätere) brandenburgische Gebiete mit in seine Betrachtungen einschließt. Zum anderen geht er zwar des öfteren auf die alte Elbestadt ein – die sich immerhin am westlichen Flußufer befindet –, läßt hierbei jedoch völlig unberücksichtigt, daß Luther 1524 eine kurzzeitige intensive Predigtstätigkeit in Magdeburg ausübte und hier einen besonders fruchtbaren Boden für seine Lehren fand. Es fällt auf, daß für ein historisches Ereignis des 16. Jahrhunderts ein moderner Raumbegriff zur Verortung gewählt worden ist. Warum ein zeittypisches Raumkonzept des 16. Jahrhunderts, wie z.B. der Niedersächsische Reichskreis, keine Anwendung fand, bleibt offen. Zwangsläufig führt dieses ahistorische Vorgehen zu Unstimmigkeiten, zumal der Raumbegriff *Norddeutschland* schwer zu umreißen ist. In jedem Fall stimmt die räumliche Ausdehnung des hier verwandten Norddeutschland-Begriffes nicht mit der räumlichen Verortung in einschlägigen geographischen Handbüchern überein. Schon seine

östliche Grenze reicht in diesen bis zur Oder und Neiße (vgl. Herbert Liedtke/Joachim Marcinek (Hgg.): *Physische Geographie Deutschlands*, 3., überarb. u. erw. Aufl. Gotha/Stuttgart 2002, S. 396).

Da für den gewählten regional-thematischen Schwerpunkt den welfischen Fürstentümern und den von ihnen abhängigen Territorien eine größere Bedeutung beigemessen wird, wird auch den teilweise von diesen kontrollierten geistlichen Territorien eine entsprechend intensivere Wahrnehmung zuteil. Besonders hervorzuheben ist dabei das Bistum Halberstadt mit seiner wichtigen Bedeutung für Welfen und Brandenburger. Somit enthalten die für dieses Bistum mitgeteilten Erläuterungen auch wichtige Hinweise für das Verständnis der Entwicklung dieser Diözese innerhalb des Erzstifts Magdeburg, der Brandenburger Herrschaftsgebiete und des späteren Bundeslandes Sachsen-Anhalt. Die leider nur auf den Seiten 34/35 und 46/47 als Schwarz-Weiß-Reproduktionen wiedergegebenen Karten(-ausschnitte) umreißen grob das Bearbeitungsgebiet.

Die in dem Band vorgenommene inhaltliche Schwerpunktsetzung hingegen umspannt einen solch breit gefächerten Themenbereich, daß sie für die Erhellung wichtiger sozialgeschichtlicher Komponenten in den unterschiedlichen nord- und mitteldeutschen Territorien von Bedeutung ist. Den 14 Kapiteln des Buches sind kürzere oder längere Quellenzitate beigegeben, wobei der Autor jedoch einleitend anmerkt, daß diese zum besseren Verständnis für den heutigen Leser modernisiert wiedergegeben und damit einem breiteren Publikum erschlossen werden. Der Einstieg wird mit der Darlegung der damaligen klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnisse sowie dem aufgetretenen demographischen Wandel gewählt. Ein eigenständiges Kapitel setzt sich anschließend mit der politischen Gliederung des Analyse- und Wirkungsbereiches innerhalb der Epoche auseinander. Dabei gewinnt man den Eindruck, daß der verwendete Regionalbegriff „Norddeutschland“ noch stark von der Raumvorstellung der alten westdeutschen Bundesrepublik (ohne die fünf neuen Bundesländer) geprägt ist. Dennoch spielen neben Luther politische Akteure aus diesem erweiterten Raum eine auch im Text dann stärker wahrzunehmende Rolle, hingewiesen sei hierbei z.B. auf Herzog Moritz von Sachsen. Zwar werden die nachfolgenden Kapitel mit häufig speziell den welfischen Territorien entstammenden Zitaten eingeleitet und quellenanalytisch bereichert, doch sind die hier behandelten Themenschwerpunkte so aufbereitet, daß sie auch zumindest als Vergleichsfolie auf andere, benachbarte Territorien übertragen werden können. Ob es nun die *Formen der Frömmigkeit zu Beginn des 16. Jahrhunderts* oder die *Prozesse kulturellen [...] Wandels* betrifft, viele der hier aufgeführten Arbeitsergebnisse bieten gute Vergleichsebenen für die Nachbarräume wie z.B. Brandenburg, Magdeburg oder auch Mecklenburg. In diesen und anderen Kapiteln finden sich u.a. Ausführungen zum adligen Bauverhalten in der Epoche, egal ob es sich dabei um repräsentative Bauten, Grabdenkmäler, Armenhäuser oder Schulen einschließlich der Rolle und Ausgestaltung handelt. Besonders der prozessuale Charakter der Etablierung der Reformation wird anschaulich verdeutlicht.

Es wird vom Autor unterstrichen, daß dieser Prozeß frühestens am Ende des 16. Jahrhunderts mit der Herausbildung evangelischer Landeskirchen seinen Abschluß gefunden hat. Deutliche Unterschiede werden dabei im Vorgehen der Kommunen und der Landesherren differenziert herausgearbeitet. Zwar für den Historiker nicht ganz neu, jedoch für viele Geschichtsinteressierte bis dato unbekannt dürfte es sein, daß in vielen unterschiedlichen Bereichen und Räumen der alte und neue Glaube parallel gelebt worden sind und daß teilweise sogar dieselben Gotteshäuser für das Abhalten der unterschiedlichen konfessionellen Gottesdienste Verwendung fanden.

Als Ausgangspunkt für weitergehende analytische Betrachtungen werden unterschiedliche Passagen verschiedenster Kirchenordnungen der Zeit genutzt. Reitemeier zeigt in diesem Bereich ein profundes Wissen, angefangen von Fragen der formalen Abhaltung der Gottesdienste über die Ausgestaltung der Gotteshäuser bis hin zur Regelung des Armenwesens und der Werkfrömmigkeit. Vor dem Leser wird hier der ganze Facettenreichtum konfessioneller Überlegungen der Zeit ausgebreitet. Insbesondere die von der Reformation hervorgerufenen Veränderungen, sei es im Kloster- oder Schulbereich, beim Adel oder Bürgertum, werden eingehend in ihrem Wandel besprochen. So manche der aufgeführten Details verleihen gerade diesen Abschnitten ihren besonderen Reiz, z.B. wenn über die materielle Absicherung von Pfarrern oder Lehrern berichtet wird, fehlen doch häufig gerade solche genauere Angaben für die wirtschaftlich-soziale Verortung von unteren Amtsträgern. Als gewinnbringend

erweisen sich auch die eingefügten synoptischen Betrachtungen für ausgewählte Bereiche, z.B. die Veränderungen der Schule in den Städten im Vergleich zu denjenigen in den Territorien. Die häufig (leider) nur kurz aufgezeigten personalen Verflechtungen zu den angesprochenen Nachbarräumen und auch zu weiteren Territorien bestätigen den Überblickscharakter der Arbeit.

Am Schluß des Werkes befindet sich ein umfangreiches Anmerkungsverzeichnis, eine chronologische Übersicht, die neben wichtigen reichspolitischen Ereignissen auch speziell der regionalen und sozial-religiösen Themenstellung des Buches gerecht wird, sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis. In diesem vermißt man jedoch die eine oder andere altvertraute Arbeit wie z.B. Neukirchs *Renaissance-schlösser* oder Richarzs *Herrschaftliche Haushalte in vorindustrieller Zeit im Weserraum*, all dies vor dem Hintergrund, daß gerade die sich einstellenden wirtschaftlichen Veränderungen ihren gesellschaftlichen Niederschlag fanden und so auch vom Autor verstanden und unterstrichen worden sind.

Insgesamt beschäftigt sich das Buch neben rein formaltheologischen Fragen mit einer breiten Palette von sozialgeschichtlichen Fragenstellungen zum „langen“ 16. Jahrhundert und versucht dem Leser in knappen, aber abwechslungsreichen Ausführungen das gesamte Spektrum dieser so vielschichtigen Epoche auf der Basis des aktuellen Forschungsstandes näher zu bringen. Weiterhin zeichnet sich das Buch durch seine klare Gliederung und auch für den historisch interessierten Laien einprägsame Sprache aus. Die chronologische Übersicht hilft bei der zeitlichen Einordnung der im Text angesprochenen Aspekte und ermöglicht so die selbständige Herstellung von Zusammenhängen zwischen Territorial- und Reichsgeschichte.

Nicht ganz ohne Bedeutung sind jedoch einige Schattenseiten des Werkes. Neben den weniger überzeugenden Kartendarstellungen und der Negierung der Anwesenheit Luthers in Norddeutschland muß man leider feststellen, daß der „Teufel“ auch in weiteren Details sitzt. So wird der Schmalkaldische Bund z.B. allein zum Fürstenbund erklärt (S. 39), obwohl neben Fürsten auch norddeutsche Städte wie Bremen, Hamburg, Hannover oder Magdeburg daran beteiligt waren. Neben Philipp II., der ab dem Jahre 1555 zum Kaiser deklariert wird (S. 55 und S. 56), erfahren auch andere weltliche Würdenträger (im Widerspruch zur Reichsmatrikel von 1521) postum eine Standeserhöhung. Die alte Hansestadt Lüneburg wird fälschlich zur Reichsstadt erhoben (S. 148). Ebenso verneint der Autor vehement, daß Bauernaufstände in Niedersachsen im Betrachtungszeitraum stattfanden, wie dies bislang von der Forschung behauptet wird.

Um es verkürzend auf einen Nenner zu bringen, so überzeugend und veranschaulichend in diesem Buche Reitmeiers der Gesamtkomplex der Reformation im Untersuchungsraum für die Zeit des 16. Jahrhunderts dargelegt wird, so sehr fällt doch ins Auge, daß sich bei so manchen Einzelaspekten Unstimmigkeiten und Fehler eingeschlichen haben. Für eine wünschenswerte zweite Auflage wäre die Korrektur dieser und ähnlicher Kritikpunkte bereichernd.

Eberhard Borrmann

Helmut Suter: Honeckers letzter Hirsch. Jagd und Macht in der DDR. Berlin-Brandenburg: be.bra Verlag 2018. 221 S., zahlreiche Abb., 16 Karten, 10 Übersichten im Anhang

Zusammen mit Burghard Ciesla verfasste der Autor, Leiter des Schorfheidemuseums in Groß Schönebeck, das 2011 im gleichen Verlag erschienene Buch: „Jagd und Macht. Die Geschichte des Jagdreviers Schorfheide“. Es war bestimmt als Begleitband für die seinerzeit neu erarbeitete Dauerausstellung des Schorfheidemuseums „Jagd und Macht“. Die Konzeption dafür stammte von Ciesla. Suter schöpfte aus dem Fundus seines Archivs, ergänzt durch gründliche Recherchen beider Verfasser.

Die Wortverbindung „Jagd und Macht“ im Titel beider Veröffentlichungen könnte bei oberflächlicher Betrachtung schnell die Frage suggerieren, was jetzt neu sei. Darauf gibt der Jagdhistoriker Suter ausführlich Antwort: „Dieses Buch unternimmt erstmals den Versuch, die Geschehnisse, die nach 1945 zur Bildung der sozialistischen Jägerschaft, der Staatsjagdgebiete (StJG) und des damit verbundenen Einflusses und Handelns des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) in der DDR führten, wiederzugeben. Als besonderes Beispiel wird hierzu die Entwicklung des Sonderjagdgebietes (SJG) von Erich Honecker, Erich Mielke und Willi Stoph beleuchtet.“ (S. 8)

Dass dieses anspruchsvolle Vorhaben umfangreiche, zudem mühevollere Recherchen erforderte, kann nicht verwundern. Auch nicht, dass zahlreiche Quellen und Abbildungen, die schon im 2011 erschienenen Band enthalten waren, nun erneut Verwendung fanden. Schon ein erster Blick auf die vielen Anmerkungen und Quellennachweise zeigt, in welchem Umfang Akten durchgesehen und ausgewertet wurden. Besonders augenfällig ist die enorme Anzahl von Dokumenten aus dem Archiv der „Bundesanstalt für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der DDR (BStU)“, wobei der Autor in seinen Nachbemerken (S. 220) darauf verweist, dass dennoch Lücken bestehen, weil wichtige Informationen/Bestände (außerhalb des BStU) verloren gingen. Andere Unterlagen befinden sich in Privatbesitz; zu ihnen ist z.Z. kein Zugang möglich. Dennoch: Das selbst gestellte Ziel wurde erreicht.

Gegliedert ist das Buch in die fünf Kapitel: (1) Zusammenbruch und gesetzlose Zeit. (2) Die Jagd gehört dem Volke – bis auf die Sonderjagdgebiete. (3) Die Jagd und Forstwirtschaft im Visier des Geheimdienstes. (4) Das Staatsjagdgebiet „Schorfheide“. (5) Das Ende einer Vision.

Der Neuwert auf den 221 Seiten ist enorm, auch durch Abbildungen von vielen Dokumenten der verschiedensten Art. Die berechtigten Erwartungen des Lesers, umfassend Einblick in das Thema zu erhalten, werden erfüllt.

Besonderes Interesse dürften die weit zurückliegenden Anfänge – in der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und den ersten Jahren der DDR – finden. Hier stößt der Leser auf unerwartete, weithin unbekannt Fakten darüber, wie die obersten Chefs des im Osten stationierten sowjetischen Militärs sich sofort daranmachten, die Jagd nach ihrem Ermessen zu betreiben. Auf S. 13 unten ist, allerdings ohne nähere Erklärungen, eine Karte des Jagdgebietes Johanneshöhe im Forst Golßen aus dem Jahre 1966 abgebildet. Genutzt wurde es durch die Führung der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD), bis zum Abzug der sowjetischen/russischen Streitkräfte aus Deutschland. Vor allem der jeweilige Oberkommandierende in der DDR und hohe Offiziere seines Stabes, stationiert im nahegelegenen Wünsdorf, gingen hier auf die Pirsch. Heute beherbergt ein kleiner Teil des einst 2700 Hektar umfassenden Gebietes den vielbesuchten Wildpark Johanneshöhe. Sicherlich wäre es für die Heimatforscher der Region eine lohnende Aufgabe, diesen Hinweis aus dem Buch aufzugreifen und die Geschichte jenes Jagdgebietes publik zu machen.

Dass es in der DDR auch besondere Diplomatenjagden gab, war durch regelmäßige Veröffentlichungen im „Neuen Deutschland“ und der „Aktuellen Kamera“ gut bekannt. Vor allem Honecker gefiel sich ausnehmend gut in seiner Darstellung als Gastgeber eines solchen Spektakels. Kaum geläufig hingegen ist, dass für Diplomaten schon recht früh eigene Jagdgebiete eingerichtet bzw. ihnen zur Verfügung gestellt wurden. Es waren Sonderjagdgebiete, allein fünf davon etabliert in der Schorfheide (S. 29), weitere in Märkisch-Buchholz (S. 33), der Nossentiner Heide (S.73), ein „Diplomatenjagdgebiet des MfS“ in Neuhaus (S.92) und ebenso ein Gebiet für die bulgarische Botschaft (S. 41).

Eigene Jagdgebiete beanspruchten das Ministerium für Nationale Verteidigung und die Militärforstbetriebe, das Ministerium des Inneren sowie der Vorstand des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB), namentlich sein Chef Harry Tisch. Überraschend auch, in welchem Umfang sich Einzelpersonen, die durch ihre politische, berufliche oder kulturelle Tätigkeit „prominent“ waren, um einen Jagdwaffenschein und eigene Jagdgebiete bemühten, so der Stellvertreter des Oberbürgermeisters von Berlin, der Präsident der Volkspolizei, der Leiter der Kriminalpolizei, der Dichter Johannes R. Becher, der Wissenschaftler Albert Heintz (Jenaer Glaswerke „Schott & Gen.“), hohe Funktionäre usw. Einer der Mitarbeiter der zuständigen Abteilung Forstwirtschaft konstatierte entnervt, es sei nicht möglich, alle diesbezüglichen Wünsche voll zu berücksichtigen (S. 31). Auf S. 30 ist eine Karte zu 27 Sonderjagdgebieten (außer Schorfheide und Woletz) abgebildet, die den Umfang der vielfältigen jagdlichen Ansprüche verdeutlicht.

Das Bemühen des Autors um Gründlichkeit und Genauigkeit erweist sich verschiedentlich als für den Leser ziemlich ermüdend, deutlich z.B. auf S. 100 mit der Aufzählung der verschiedenen IM-Kategorien. Ein einfacher Verweis auf „so und so viele IM gelangten zum Einsatz“ hätte gereicht, zumal die Bezeichnung der verschiedenen IM-Kategorien während der langen Jahre der Existenz

des MfS mehrfach wechselten und die Hauptverwaltung Aufklärung (unter Führung von Markus Wolf) ihre eigenen Kategorie-Bezeichnungen hatte.

Kritisch anzumerken sind verschiedene Bildunterschriften. Auf S. 128 muss es richtig heißen: rechts Heinz Hoffmann, links Erich Mielke. Bei etlichen Fotos werden nur einige der abgebildeten Personen genannt. Beispiele: S. 149 sind gut zu erkennen (von links nach rechts) der Chef des Protokolls des Außenministeriums, links hinter Breschnew als Dolmetscher Werner Eberlein, die fünfte Person ist Pjotr Abrassimow, sowjetischer Botschafter in der DDR, ganz rechts Günter Mittag; S. 148: ganz links Mielke, 3. von links Werner Lambertz, neben ihm Hermann Axen usw.; S. 37: Mielke, Ulbricht, Honecker, Tisch, Breschnew. S. 74 muss es richtig heißen: Chef der Hauptabteilung Personenschutz.

Eine Ergänzung/eine Berichtigung kann gegeben werden zum Objekt „Döllnsee“ (S. 64–71 und an anderen Stellen): Solange der Präsident der DDR, Wilhelm Pieck, seinen „Sommersitz“ in Prieros hatte, bestand beim Wachregiment des MfS ein eigenes, täglich wechselndes Wachkommando, zuständig für die Außensicherung. Mit dem neuen Ruhesitz am Großen Döllnsee wurde auch dort ein ständiges, täglich wechselndes Kommando des Wachregimentes eingerichtet. Das waren die erwähnten 24 Sicherungskräfte, die in Uniformen des Wachregimentes die Postenbereiche 1–9 bezogen, bewaffnet mit sowjetischen MPi 42 bzw. Karabinern. Untergebracht war das Wachkommando (vgl. Karte S. 74 oben) in einem eigenen Gebäude (in der Karte links unten, nahe der dortigen Kreuzung, nicht eingezeichnet). Auch nachdem Pieck verstorben war, bestand das Kommando des Wachregimentes weiter. Für die „Innensicherung“ war die Hauptabteilung Personenschutz (PS) zuständig.

Günter Nagel

Fritz Wochnik: Sankt Katharinen in der Neustadt Brandenburg – Ein Beitrag zur Kirchengeschichte der Stadt Brandenburg an der Havel. Berlin: be.bra Verlag, 2018. 464 S., schwarz-weißen Ill.

Nun hat Fritz Wochnik die Ergebnisse seiner jahrelangen Beschäftigung und Sammelleidenschaft zur Katharinenkirche der Brandenburger Neustadt als opulente Broschur vorgelegt, deren Kapitelüberschriften wie „Die Brandenburger Kirchenlandschaft“, „Rechtsverhältnisse“, „Kirchenleben“ oder auch „Das kollektive Gedächtnis“ den Eindruck erwecken, nebenbei einen Querschnitt mittelalterlicher Bau- und Ausstattungsprozesse abzubilden. Den wissenschaftlichen Anspruch belegt ein umfangreicher Apparat von Endnoten, die den einzelnen Kapiteln nachgestellt sind und jeweils ein geduldiges Blättern erfordern. Das Verdienst und eine ungeheure Fleißarbeit¹ sind die Materialaufnahmen vor allem der bisher kaum beachteten nachreformatorischen Ausstattungsstücke und Epitaphien, deren Inschriften vollständig aufgeführt und deren Lage in einem Grundriss verortet wurde.

Die beigefügten durchgängig nicht sehr großen Schwarzweißabbildungen sind dagegen weniger ehrgeizig. Aus dem umfangreichen Kompendium vorhandener Grundrisse, Schnitte, Aufrisse und Detailzeichnungen beispielsweise aus den Kunstdenkmälern oder von Friedrich Adler fand keine Abbildung den Weg in den vorliegenden Band, was der Anschauung und dem Verständnis dieses bedeutenden Baus zuträglich gewesen wäre.

Warum die jüngeren bauhistorischen Ergebnisse und die dendrochronologischen Untersuchungen der erhaltenen mittelalterlichen Dachwerke, mit deren Hilfe bereits 2008 relativ genaue Baudaten zur Katharinenkirche ermittelt werden konnten,² in der vorliegenden Beschäftigung mit dem Bau

1 So Heiko Hesse in seiner Rezension vom 27.11.2018 in: <http://www.maz-online.de/Lokales/Brandenburg-Havel/Ein-grosses-Buch-fuer-eine-grosse-Kirche> [letzter Zugriff: 20.12.2018].

2 So belegt beispielsweise ein erhaltenes Holz des Dachstuhls der Nordkapelle, jenem zuletzt an das Langhaus angefügten Anbaus mit der Bauinschrift von 1401, dass es tatsächlich im Winter 1398/1399 gefällt worden ist und damit die Inschrift und ihr Datum wörtlich verstanden werden können. Vgl. Dirk Schumann: Die

keine Rolle spielen, bleibt ein Geheimnis.³ Möglicherweise ist dies auch dem Umstand geschuldet, dass in der vorliegenden Arbeit eine Darstellung der Baugeschichte der Katharinenkirche insgesamt etwas kurz kommt, wodurch auch der besondere Charakter dieses Baus, der Traditionsbezüge sowie zeitgemäße innovative Lösungen miteinander verknüpft, keine direkte architekturhistorische Würdigung bzw. architekturhistorische Kontextualisierung erfährt.⁴

Stattdessen wird die Katharinenkirche als Konkurrenzprojekt zur Gotthardkirche in der Brandenburger Altstadt eingeführt und ihre Fertigstellung in eine zeitliche Nähe zur Stadtkirche der Nachbarsiedlung gebracht, denn „nach unserem derzeitigen Erkenntnisstand scheinen beide Brandenburger Pfarrkirchen [...] um die gleiche Zeit fertiggestellt zu sein.“ (S. 203)⁵ Dem widersprechen jedoch neben den dendrochronologischen und bauhistorischen Ergebnissen auch die vorhandenen Gewölbemalereien der Katharinenkirche, denn diese lassen sich nur schwer in eine Zeit nach der Mitte des 14. Jahrhunderts datieren.⁶ In der Folge stellt der Autor der Pfarrkirche der Brandenburger Neustadt weitere, dem Baumeister Hinrich Brunsberg zugeschriebene Bauten an die Seite und formuliert die These: „Hinrich Brunsberg hat von Stettin aus seine Aufträge gesteuert“ (S. 54). Die Steuerungsinstrumente bleiben jedoch unklar.

Ein möglicher Arbeitszusammenhang von Hinrich Brunsberg und jenem Stettiner Baumeister Nikolaus Kraft, der nur zehn Jahre später eine ganz ähnliche Inschrift wie Brunsberg an der Nordvorhalle der Katharinenkirche am Brandenburger Mühlentorturm hinterlässt, ist dagegen für Fritz Wochnik völlig spekulativ (S. 54). Dabei sind die Beziehungen zwischen Katharinenkirche und Mühlentorturm offensichtlich, denn an beiden Bauten wurden jene charakteristischen Formsteine verwendet, wie sie auch an anderen, Brunsberg zugeschriebenen Bauten zu finden sind. Der Fund von sekundär vermauerten Formsteinen im Zinnenkranz des Turmes, die an der Außenarchitektur des Mühlenturms gar nicht vorkommen, jedoch an der Katharinenkirche zu finden sind, verstärkt den Verdacht eines Zusammenhangs beider Baustellen.⁷ Schließlich wurde offenbar jener Hinweis übersehen, dass Hinrich Brunsberg 1428 in Stettin mit den Nachlassangelegenheiten von Nikolaus Kraft betraut wurde,⁸ beide offenbar auch in Stettin in einem engen Verhältnis zueinander standen.

Architektur des Hinrich Brunsberg. Überlegungen zu einer norddeutschen Werkmeisterpersönlichkeit, in: Stefan Bürger und Bruno Klein (Hgg.): *Werkmeister der Spätgotik*, Bd. 2: Personen, Amt und Image. Darmstadt 2010, S. 122–161, hier S. 129.

3 So zitiert der Autor den Beitrag, in dem diese Daten erstmals mit der Baugeschichte der Katharinenkirche verknüpft wurden. Vgl. Schumann: *Architektur des Hinrich Brunsberg* (wie Anm. 2), S. 122–161. Umso unverständlicher ist, dass die 2012 noch einmal publizierten Daten zwar Eingang in die Endnoten der vorliegenden Arbeit fanden, jedoch trotzdem nicht mit der Baugeschichte der Kirche in Verbindung gebracht wurden. Vgl. Georg Dehio: *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Brandenburg*, Berlin und München 2012, S. 133f. Gar keinen Eingang fanden die jüngsten Beiträge zur Architektur des Hinrich Brunsberg. Vgl. Deutsches Kulturforum östliches Europa e.V. (Hg.): *Innovation und Tradition. Hinrich Brunsberg und die spätgotische Backsteinarchitektur in Pommern und in der Mark Brandenburg* (Ausstellungskatalog), Berlin 2014.

4 Zwar steht am Ausgang der Beschäftigung mit der Architektur der Abschnitt „Würdigung“, der jedoch seiner Überschrift kaum gerecht wird.

5 Um welchen und wessen Erkenntnisstand es sich dabei genau handelt, bleibt jedoch offen.

6 Vgl. Jan Raue: *Böhmische und böhmisch beeinflusste Wandmalerei im heutigen Brandenburg*, in: Ernst Badstübner/Peter Knüvener/Adam S. Labuda/Dirk Schumann (Hgg.): *Die Kunst des Mittelalters in der Mark Brandenburg. Tradition-Transformation-Innovation*, Berlin 2008, S. 261–281, hier S. 281. Zudem ist es wahrscheinlich, dass neben anderen Bezügen auch die Rezeption der Parallelrippengewölbe an diesem Bau noch unter den Bauleuten um Hinrich Brunsberg erfolgte. Wie deutlich sich das Baugeschehen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vom Baugeschehen an der Katharinenkirche in der ersten Hälfte abhebt, zeigt die Architektur der durch die Inschrift einer Konsole in die Zeit um 1489 datierten Südvorhalle.

7 Dirk Schumann: *Brandenburg an der Havel. Der Mühlentorturm, erste Ergebnisse der bauarchäologischen Dokumentation*, in: *Brandenburgische Denkmalpflege Heft 2 / 2003*, S. 41–50, hier S. 47.

8 Max Säume: *Hinrich Brunsberg. Ein spätgotischer Baumeister*, in: *Baltische Studien*, NF. Bd. 28 (1926), S. 215–326, hier S. 325.

Ein großer Gewinn und Grundlage für die weitere Beschäftigung sind dagegen die umfassenden Materialaufnahmen der einzelnen Gedächtnisstiftungen, die unter der Überschrift „Die Katharinenkirche als Nekropole und Memorialhalle“ zusammengetragen wurden und neben Objektinformationen auch eine ganze Reihe historischer Angaben der jeweiligen Familien beinhalten. Da lässt sich das Fehlen kunsthistorischer Angaben und Einordnungen sicher verschmerzen. Zudem kann Fritz Wochnik anhand der Beschreibung der Inschriften von Alphonsus Des Vignoles aus der Zeit um 1700 noch auf Hinweise zu vorreformatorischen Bestattungen zurückgreifen. Besonders eindrücklich veranschaulicht jener Abschnitt die akribische Herangehensweise des Autors, in dem er sich Fehlern der Inschriften widmet (S. 262). Schließlich wird der Ausstattung der Katharinenkirche die Ausstattung der altstädtischen Gotthardtkirche in ähnlich umfassender Weise gegenübergestellt. Hier hätte eine Auswertung der gegenübergestellten Gedächtnisausstattungen der beiden Kirchen diesen Abschnitt der Arbeit inhaltlich abrunden können.

Dirk Schumann